MULERT

SCHEFFELS EKKEHARD ALS HISTORISCHER ROMAN

Scheffels Ekkehard als historischer Roman



Ästhetisch-kritische Studie

von

S. G. Mulert.



Münster i. Westf.
Verlag von Heinrich Schöningh.
1909.

Inhaltsangabe.

Literatur.

Aristoteles, Poetik von H. Stich. Leipzig, Reclam.

Ekkehard, Casus Sancti Galli. M. G. SS. II. Pertz. Fol. Hannover 1829.

Ekkehard IV., C. S. G. nebst Proben aus den übrigen lateinisch geschriebenen Abteilungen der St. Galler Klosterchronik v. G. Meyer von Knonau. Leipzig 1878.

Waltharius, Lateinisches Gedicht des 10. Jahrhunderts von J. V. von Scheffel und A. Holder. Stuttgart 1874.

Ruodlieb, herausg. v. Fr. Seiler. Halle a. d. S. 1882.

Hrotsuithae Carmina de primordiis coenobii Gandersheimensis.

Hrotsuithae Carmen de gestis Oddonis I. imperatoris. M. G. SS. IV. Pertz. Fol. Hannover 1841.

Widukind, Rerum gestarum Saxonicarum, von Waitz. Hannov. 1882.

Der Mönch von St. Gallen, übers. von Wattenbach. Leipzig 1877.

Das Leben Oudalrichs, Bischof von Augsburg. Übers. von Grandauer. Leipzig 1891.

Lessing, Hamburgische Dramaturgie, herausg. v. Dr. R. Boxberger. Kürschner. Berlin und Stuttgart, o. J.

Herder, sämtliche Werke, herausgegeben von Suphan. 13. Band. Berlin 1887.

Fr. Th. Vischer, Ästhetik. 5. Bd. Stuttgart 1875.

Wackernagel, Poetik, Rhetorik, Stilistik. Halle 1888.

Paul Ernst, Der Weg zur Form. Berlin 1906.

A. v. Berger, Über Drama und Theater. Leipzig 1900.

Lange, Das Wesen der Kunst. Berlin 1907.

G. Freytag, Die Technik des Dramas. Leipzig 1894.

Spielhagen, Beiträge zur Theorie und Technik des Romans, Leipzig 1883.

Zola, Le Roman Expérimental. Paris 1880.
Carl Schmitt, Der moderne Roman. Osnabrück 1908.
Keiter-Kellen, Der Roman. Essen-Ruhr 1908.
Mielke, Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts. Berlin 1898.
Schian, Der deutsche Roman seit Goethe. Görlitz 1904.
Rehorn, Der deutsche Roman. Köln und Leipzig 1890.
Mähly, Der Roman des XIX. Jahrhunderts. Berlin 1872.
Bobertag, Die Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland. Breslau 1876.
L. Cholevius, Die bedeutendsten deutschen Romane des 17. Jahrhunderts. 1866.
Du Moulin Eckart, Der historische Roman in Deutschland und eine Entwickelung. Berlin 1905.
Leo Gregorovius, Die Verwendung historischer Stoffe in der erzählenden Literatur. München 1891.
Rich. M. Meyer, Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts. Berlin 1906.
Ed. Engels, Geschichte der deutschen Literatur des XIX. Jahrhunderts. Wien und Leipzig 1908.
Salzer, Geschichte der deutschen Literatur. München im Erscheinen begr.
Baechtold, Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz. Frauenfeld 1892.

Köpke, Ottonische Studien. Berlin 1869.
Wattenbach, Deutsche Geschichtsquellen im Mittelalter. Berlin 1893.
J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer. Göttingen 1828.
J. Grimm, Deutsche Mythologie. Göttingen 1835.
W. Grimm, Deutsche Heldensage. Göttingen 1829.
Hattemer, Denkmale des Mittelalters, St. Gallens althochdeutsche Sprachschätze. St. Gallen 1844–49.
P. Piper, Schriften Notkers und seiner Schule. Freiburg i. Br. und Tübingen 1882.
J. v. Arx, Geschichte des Kantons St. Gallen. St. Gallen 1810–13.
Stälin, Wirtembergische Geschichte. 1. Bd. Stuttgart 1841.
Giesebrecht, Deutsche Kaiserzeit. 1. Bd. Braunschweig 1855.
Dümmler, Ekkehard IV. v. St. Gallen. Zeitschrift für deutsches Altertum. N. Folge II. Bd. Berlin 1869.

Th. Sickel, St. Gallen unter den ersten Karolingern in Mitteilungen zur vaterl. Geschichte IV. 1865.
Schröder, Der hl. Ulrich und die Reklusin Wiborada. Histor. Jahrbuch. 22.
R. Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte. Leipzig 1902.
Weiß, Kostümkunde. 2. Bd. Stuttgart 1864.
B. Baader, Volkssagen im Lande Baden. Karlsruhe 1851.
„Badenia", Jahrgang 1839.

Scheffel, „Ekkehard". Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert. Stuttgart 1905.
J. Prölß, J. V. v. Scheffels gesammelte Werke. Stuttgart o. J.
Josephine v. Scheffel, Gedichte. Stuttgart 1892.
J. Prölß, Scheffels Leben und Dichten. Berlin 1887.
J. Prölß, Scheffels Verhängnis. Beilage zur Allgemeinen Zeitung. 1906, Nr. 54 ff.
Boerschel, J. V. v. Scheffel und Emma Heim. Berlin 1906.
Stöckle, „Ich fahr in die Welt!" J. V. v. Scheffel. Paderborn 1898.
Stöckle, J. V. v. Scheffel und Fr. W. Weber, zwei rheinische Dichter. Frankfurt 1890.
Zernin, Erinnerungen an Scheffel. Darmstadt 1886.
Ruhemann, J. V. v. Scheffel, Stuttgart 1887.
Pilz, Deutsche Dichter der Gegenwart. J. V. v. Scheffel. Leipz. 1887.
L. v. Kobell, J. V. v. Scheffel und seine Familie. Schwetzingen, Heidelberg und Wien 1901.
Scheffel-Jahrbuch, Wien und Heidelberg 1891, 92 und 93.
A. Frey, Briefe Scheffels an Schweizer Freunde. Zürich 1898.
J. V. v. Scheffels Briefe an Schwanitz. Leipzig 1906.



Scheffel will uns in seinem „Ekkehard" einen historischen Roman geben, „nämlich ein Stück nationaler Geschichte in der Auffassung des Künstlers, der im gegebenen Raume eine Reihe Gestalten scharfgezeichnet und farbenhell vorüberführt, also daß im Leben und Ringen und Leiden der einzelnen zugleich der Inhalt des Zeitraumes sich wie zum Spiegelbild zusammenfaßt." [1])

Aufgabe dieser Studie sei es zu untersuchen, inwieweit der „Ekkehard" den Anforderungen entspricht, die an einen historischen Roman zu stellen sind.

Wo findet sich der Maßstab für diese Prüfung?

Eine einheitliche Zusammenstellung jener Anforderungen gibt uns die Ästhetik nicht. Verhältnismäßig wenig hat sie sich mit dem Wesen, den Gesetzen des historischen Romans befaßt, meistens in Arbeiten allgemeinerer Art, die nur gelegentlich — nicht als Spezialobjekt — den historischen Roman behandeln. Da gilt es, zunächst die Gesetze festzustellen durch Nachprüfung der Anschauungen, die ältere und jüngere Ästhetiker vom Verhältnis zwischen Geschichte und Dichtkunst hatten, durch Erwägung jener Abhandlungen, die sich hie und da über den historischen Roman finden, stets die Theorie an den Werken der Dichtkunst prüfend. So mag sich die mögliche Norm für den historischen Roman finden, der Maßstab, der bei der Beurteilung des Ekkehard anzulegen sei.

In seiner Poetik stellt Aristoteles der Geschichte und der Dichtkunst eine bestimmte Aufgabe:

---

[1]) Vorwort Scheffels zum „Ekkehard".

„Die Poesie hat zum Gegenstand das Allgemeine, die Geschichtsschreibung berichtet das Einzelne.[1]) . . . . . .

Es ist nicht die Aufgabe des Dichters, „das Geschehene zu berichten, sondern das, was geschehen kann, d. h. was nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit oder Notwendigkeit möglich ist".[2])

Aristoteles stellt hier für die Poesie[3]) das Gesetz der künstlerischen Wahrheit auf. Im weiteren Verlauf spricht er über das Gesetz der Schönheit.

Der Ansicht des großen Stagiriten mag Lessings Auffassung unmittelbar folgen. Er hat zwar speziell das Drama im Auge, aber was er hier sagt, gilt für das Verhältnis der Dichtkunst zur Geschichte überhaupt. „Die Tragödie ist keine dialogierte[4]) Geschichte; die Geschichte ist für die Tragödie nichts als ein Repertorium von Namen, mit denen wir gewisse Charaktere zu verbinden gewohnt sind. Findet der Dichter in der Geschichte mehrere Umstände zur Ausschmückung und Individualisierung seines Stoffes bequem: wohl, so brauche er sie. Nur, daß man ihm hieraus, ebensowenig ein Verdienst, als aus dem Gegenteil ein Verbrechen mache!"[5]) . . . . . .

„Sind es die bloßen Fakta, die Umstände der Zeit und des Ortes oder sind es die Charaktere der Personen, durch welche die Fakta wirklich geworden, warum der Dichter lieber diese als eine andere Begebenheit wählt? Wenn es die Charaktere sind, so ist die Frage gleich entschieden, wie weit der Dichter von der historischen Wahrheit abgehen könne? In allem, was die Charaktere nicht betrifft, so weit er will. Nur die Charaktere sind ihm heilig; diese zu verstärken, diese in

---

1) Poetik, Kap. 9. — 2) Poetik, Kap. 9.

3) Poesie hier im weiteren Sinne, ebenfalls das Wort „Dichter".

4) So statt „dialogisierte".

5) Hamburgische Dramaturgie, 24. Stück, S. 114.

ihrem besten Lichte zu zeigen, ist alles, was er von dem Seinigen dabei hinzutun darf; die geringste wesentliche Veränderung würde die Ursache aufheben, warum sie diese und nicht andere Namen führen, und nichts ist anstößiger, als wovon wir uns keine Rechenschaft geben können.“ [1])

Im weiteren Verlaufe macht Lessing eine wichtige Bemerkung, welche auch den historischen Tatsachen eine Rücksichtnahme zugesteht: „daß die Charaktere dem Dichter weit heiliger sein müssen als die Fakta. Einmal, weil, wenn jene (die Charaktere) genau betrachtet werden, diese (die Fakta) insofern sie eine Folge von jenen sind, von selbst nicht viel anders ausfallen können; dahingegen einerlei Faktum sich aus ganz verschiedenen Charakteren herleiten läßt. Zweitens, weil das Lehrreiche nicht in den bloßen Faktis, sondern in der Erkenntnis besteht, daß diese Charaktere unter diesen Umständen solche Fakta hervorzubringen pflegen und hervorbringen müssen.“ [2])

Beide, Aristoteles und Lessing betonen hier das Gesetz der künstlerischen Wahrheit — der Wahrscheinlichkeit. Wir können es als die oberste Norm betrachten, da es in gewissem Sinne mit dem Gesetze der Schönheit identisch ist. Nur das Wahre kann schön sein; alles künstlerisch Unwahre verletzt die Schönheit, und echt künstlerische Darstellung des Wahren ist schön. Lessing führt seine Ansicht weiter aus. Er unterscheidet: Charaktere, Handlungen (Fakta) und Milieu (Umstände der Zeit und des Ortes). Vor allem will er die historischen Charaktere unverändert erhalten wissen. In den „Faktis“ sieht er an sich etwas weniger Wichtiges, aber als naturgemäße Wirkung, als Folge der Charaktere müssen auch sie im wesentlichen, in den Hauptzügen dieselben bleiben. In allem aber, „was die Cha-

[1]) **Hamburgische Dramaturgie**, 23, Stück, S. 111 f.

[2]) Hamburgische Dramaturgie, 33. Stück, S. 155.

raktere nicht betrifft", kann der Dichter von der historischen Wahrheit nach Belieben abweichen.

Ist das aber möglich?

Lessing gesteht, daß in manchen Fällen die Handlungen von den Charakteren nicht ganz loszulösen sind, daß sie zu ihnen gehören als naturgemäße Folge. — Kann man den Charakter etwa leichter von seiner Zeit, von seiner ganzen Atmosphäre trennen, und ihn doch in seiner Eigentümlichkeit, „seinem besten Lichte" zeigen? — ohne „die geringste wesentliche Veränderung"? Hat sich der Charakter nicht gerade im Strom seiner Zeit gebildet? Haben seine Anlagen nicht den Einfluß der Verhältnisse erfahren, und hat nicht so sein Wesen dieses bestimmte Gepräge erhalten? Sind jene Männer, die ihre Zeit und ihre Zeitgenossen durch ihre Fähigkeiten überragten, etwa ganz zu verstehen, ohne ein deutliches, gutes Bild ihrer Verhältnisse? Mußten nicht die Umstände ihnen erst Gelegenheit geben, ihr Talent, ihr Genie in dieser Weise zu entfalten?

Hat ihre Zeit sie aber zu den Persönlichkeiten gemacht, die sie nun einmal sind, so ist ihre Zeit allein der Hintergrund, der den Charakter in das „beste Licht" stellt. Es gilt vom Verhältnis des Charakters zu den Handlungen das fast zu oft zitierte Wort des Helden in Schillers Wallenstein:

„Des Menschen Taten und Gedanken, wißt,
Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen.
Die inn're Welt, sein Mikrokosmos ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.
Sie sind notwendig wie des Baumes Frucht;
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln.
Hab ich des Menschen Sein erst untersucht,
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln." [1]

[1]) Wallenstein III. 2. Akt, 3. Szene.

Und das ganze Drama, dem diese Worte entnommen sind, zeigt, welch ein Netz feiner Fäden die Zeitverhältnisse, die Charaktere und ihre Handlungen verwebt, wie die kleine Welt des inneren Seins fortwährend beeinflußt wird von der großen äußern Welt, die jene umgibt. Wäre z. B. der Held zu verstehen ohne seine Umgebung und seine Zeitverhältnisse? Und wie ists mit anderen Persönlichkeiten? Ist Cäsar zu begreifen, losgelöst von den politischen und sozialen Bewegungen im römischen Reich? Was wäre Napoleon und sein Schicksal ohne die Revolution und den vorhergehenden Absolutismus?

Ein genaues Charakterbild ist also nicht möglich ohne historische Wahrheit bei Schilderung der Umwelt.

Nun erscheint es aber in vielen, vielleicht in den meisten Fällen fraglich, ob die Geschichte dem Dichter einen Stoff bietet, der den Anforderungen der Kunst ganz entspricht. Oft auch ist sie zu karg in ihren Angaben. Nun, das oberste Gesetz für den Dichter ist wie gesagt, das Gesetz der künstlerischen Wahrheit und Schönheit. Es berechtigt ihn, zu Gunsten der Kunst die historische Wahrheit künstlerisch harmonisiert wiederzugeben.[1])

Die Geschichte gibt dem Dichter vielfach nur Umrisse, nur leise Andeutungen.

„Das Leben der Persönlichkeiten äußert sich in einzelnen, anekdotenhaften Zügen, die oft mit überraschender Feinheit empfunden sind; was vorher liegt, die stille Arbeit im Innern

[1]) Aristoteles, Poetik, 15. Kapitel, S. 48 meint: „Da nun die Tragödie die nachahmende Darstellung solcher Menschen ist, die besser sind als das Durchschnittsmaß, so muß es der Dichter machen wie die guten Porträtmaler. Wiewohl diese, um das Eigentümliche einer Gestalt wiederzugeben, die Züge ähnlich machen, so idealisieren sie doch." Und Bulthaupt (Dramaturgie des Schauspiels III. S. 408) nennt „Realismus im besten Sinne künstlerisch geläuterte Wirklichkeit".

und was auf solche Tat folgt, die stille Wirkung auf die Seele, wird übergangen oder kurz abgefertigt."[1]) Die Geschichte darf eben nur Tatsachen als solche bringen. Wenn die Vermutungen auch an Gewißheit streifen, der Historiker darf sie doch nicht als geschehene Ereignisse ausgeben. Hier läßt die Kunst dem Dichter größere Freiheit. Hat er die Charaktere, die Handlungen, das Milieu, den Geist der Zeit klar erfaßt, dann darf er die nur angedeuteten Linien weiter ausführen, die Umrisse ausfüllen mit frischem Leben. Seine berechtigten Vermutungen, Wahrscheinlichkeiten, darf er als Geschehnisse vorführen, sein Kolorit darf wärmer, lebhafter, kühner als das des Historikers sein. Er darf vertiefen, kombinieren. Zeitlich getrennte Ereignisse darf er einander näher rücken, er darf Personen, Handlungen einführen, die nicht historisch sind, Er wird vielfach, damit die Überfülle dem Werke nicht schade, Nebensächliches ausscheiden, Umstände, Handlungen usw., die künsterisch nicht wirksam sein würden, die dem Kunstwerk schaden könnten, umändern oder fallen lassen.

So bleibt im allgemeinen das künstlerische Gesetz der Schönheit und Wahrheit, dann hier speziell das der historischen Wahrheit inkraft. Letzteres steht nur unter dem der Kunst und darf nur zu seinem Gunsten zurücktreten. Geschichtlich unmöglich dürfen auch des Dichters fingierte Personen, Ereignisse usw. nicht sein. Auch der Dichter darf nichts gegen den Geist der Geschichte schreiben. Wie schon Lessing bemerkt würden wesentliche Veränderungen an den Charakteren die Ursache aufheben warum sie diese und nicht andere Namen führen. Handlungen und Zeitverhältnisse stehen mit den Charakteren wieder in engster Beziehung, bald als Ursache, bald als Wirkung. Will uns der Dichter darum ein Werk darbieten, das unser Interesse, unsere

---

[1]) G. Freytag, Technik d. Dramas, S. 243.

Teilnahme lebhafter weckt, weil es wirkliche Verhältnisse schildert, historische Tatsachen und Personen vorführt, dann muß er auch der Geschichte in allen wesentlichen Punkten gerecht werden.

Eine scharfe, unverrückbare Grenze, wie weit der Dichter abweichen kann, ist natürlich nicht anzugeben; aber sein Werk wird um so höher stehen, je mehr es den künstlerischen Anforderungen und den geschichtlichen Tatsachen entspricht. G. Freytag sagt sehr richtig:

„Es versteht sich, daß der Dichter die Überlieferungen der Geschichte treu bewahren wird, wo sie ihn nicht stören. Denn unsere Zeit, so fortgeschritten in geschichtlicher Bildung und in der Kenntnis früherer Kulturverhältnisse, überwacht auch die historische Bildung ihrer Dramatiker (und Schriftsteller überhaupt). Der Dichter soll sich hüten, zunächst, daß er seinen Helden nicht zu wenig von dem Inhalte ihrer Zeit gebe, und daß ein modernes Empfinden der Charaktere dem gebildeten Zuschauer nicht im Gegensatz erscheine zu den ihm wohlbekannten Befangenheiten und Eigentümlichkeiten des Seelenlebens der alten Zeit. . . . .

Der Dichter hat die Verpflichtung, „sorgfältig auf das zu achten, was wir Farbe und Kostüm der Zeit nennen, und da nicht nur der Charakter, sondern auch die Handlung aus entfernter Zeit genommen ist, so wird sicher auch in der Idee des Stückes und der Handlung, in den Motiven, den Situationen vieles sein, was nicht allgemein menschlich und jedermann verständlich ist, sondern erst durch das Besondere und Charakteristische jener Zeit erklärt wird".[1]) Bei Darstellung geschichtlicher Verhältnisse, besonders bei der Behandlung solcher Probleme, die auch für die Gegenwart von aktueller Bedeutung sind, liegt die Gefahr nahe, einseitig Partei zu nehmen. Die Verhält-

---

[1]) G. Freytag a. a. O., S. 239.

nisse reizen das persönliche Empfinden des Darstellers, erregen seine Bewunderung, seine Liebe oder Empörung, Haß und Verachtung. Hier ist es das Gesetz der Wahrheit, das gerechtes Abwägen fordert, und den Stab über einseitige Tendenzdichtung bricht. Die Dichtung soll das Menschliche künstlerisch erschließen, sie steht nicht im Dienste der Panegyrik oder Polemik. Freilich, im letzten Grunde gibt uns der Dichter seine Individualität, seine Ueberzeugung. Vollkommene Objektivität ist kaum zu erreichen.

Es wird keinem Menschen gelingen, sich so vollständig seiner ihm eigentümlichen Begriffe und Vorstellungen, seiner Individualität zu entäußern, daß seine Ansichten über Personen und Sachen nicht immer noch eine gewisse subjektive Färbung behielten. Ohne, ja gegen seinen Willen, wird sich seine persönliche Ueberzeugung in den Arbeiten wiederspiegeln. Und gerade eine charaktervolle Persönlichkeit, eine starke Individualität wird sich am wenigsten zurückdrängen lassen. Aber Individualität ist nicht identisch mit Subjektivität. Die persönliche Eigenart eines Dichters kann deutlich zum Ausdruck kommen und doch kann sich zu gleicher Zeit eine vornehme Objektivität der Gesinnung offenbaren. Was man in dieser Beziehung vom Historiker verlangt, hat auch für den Dichter Geltung: Mit ehrlicher, energischer Konsequenz muß er gerecht zu sein suchen. Er muß mit möglichster Unparteilichkeit die Gründe, die für oder gegen eine Sache sprechen, untersuchen und abwägen. Dies ist wenigstens von einem Schriftsteller zu verlangen, der in seinem Verhältnis zur Geschichte ernst genommen werden will.

Es ergäbe sich der Schluß: Die künstlerische Darstellung eines Zeitbildes fordert Treue in der Wiedergabe der Charaktere, aber auch Sorgfalt in der Zeichnung der zeitlich eigentümlichen Verhältnisse und der charakteristischen Handlungen.

Gilt dies im allgemeinen von jedem Dichter, soweit er das Material seiner Werke der Geschichte entnimmt, so fragt es sich weiter, wie es sich speziell mit dem Romandichter verhalte.

Wackernagel teilt in seinem noch immer wertvollen Buche[1]) die Romane je nach ihrem Verhältnisse zur Geschichte in drei Gruppen.

Zur ersten gehören die Romane, in denen die Personen und Begebenheiten erfunden sind, und der Verfasser nur im allgemeinen historische Farbe und historisches Kostüm, also den Lokalton einer gewissen Zeit und eines gewissen Landes beibehält.

Zur zweiten Gruppe gehören Romane, die einen ganz bestimmten historischen Hintergrund haben, der mehr oder weniger vertieft wird. Die hauptsächlichsten Personen und Begebenheiten des Vordergrundes sind zwar erfunden, stehen aber im ganzen Verlauf der Erzählung mit dem historisch Gegebenen in engem Zusammenhang.

Beispiele dieser Art — die erste kommt hier nicht in Betracht — wären etwa C. F. Meyers „Jürg Jenatsch“, Tolstois „Krieg und Frieden“, L. Wallace' „Ben Hur“, Manzonis „Verlobte“, Willibald Alexis „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ und viele andere.

Der dritten Gruppe endlich weist Wackernagel die eigentlich historischen Romane zu, in denen Hauptpersonen und Hauptbegebenheiten geschichtlich sind. Als Beispiele führt er die Werke Lohensteins aus dem 17., Feßlers und Meißners aus dem 18. und endlich die der Luise Mühlbach aus dem 19. Jahrhundert an. Der künstlerische Wert dieser Romane ist, wenigstens wenn wir den heutigen Maßstab anlegen, sehr zweifelhaft. Andere Romane, die zu dieser Kategorie gehören und wohl eher gerechten

---

[1]) Poetik, Rhetorik und Stilistik S. 330.

Anforderungen entsprechen, sind Bulwer-Lyttons „Rienzi", Walter Scotts „Kenilworth" und vielleicht noch „Der Abt".

Im allgemeinen empfehlen die Theoretiker die zweite Gruppe der historischen Romane „Die halbgeschichtlichen"[1]) und zwar zum Teil aus rein künstlerischen, zum Teil aus praktischen Gründen. Sie glauben, daß ein historischer Roman mit geschichtlichen Personen im Vordergrunde, schwerlich die Bedingungen erfüllen könne, die an ein Werk der Dichtkunst zu stellen seien. Nach Fr. Th. Vischer[2]) ist es die Aufgabe des Romans, das Privatleben zu schildern: „Der bürgerliche Roman ist die eigentliche normale „Spezies." Er fürchtet, der Hauptzweck möge durch das Geschichtliche Einbuße erleiden. Darum will er es nur im Hinter- und Mittelgrunde wissen. In allem andern soll dem Romandichter volle Freiheit bleiben. Er wünscht im Grunde den historischen Roman überhaupt nicht.

Spielhagen steht auf demselben Standpunkt:

Historische Personen und Begebenheiten gehören nach ihm in den Hintergrund, „höchstens in den Mittelgrund und er (der Dichter) wird sie auch da noch schnell vorüberführen — mit geschlossenen Füßen, wie Homer seine Götter — und den Vordergrund anderen Personen einräumen, die er frei bewegen kann, in erster Linie seinen Helden".[3])

---

[1]) Wackernagel a. a. O. S. 331: „Man kann nicht leugnen, daß dies halbgeschichtliche Verfahren die Anschaulichkeit um ein Beträchtliches fördert, und man mag, wenn man günstig urteilen will, in dem großen Beifall, den solche Romane gefunden haben und immer noch finden, einen erfreulichen Ueberrest des epischen Geistes erkennen, der einst alle Völker Europas und vor allem das deutsche beseelte."

[2]) Vischer, Aesthetik, Bd. V, S. 1313 ff.

[3]) Spielhagen, Beiträge zur Theorie und Technik des Romans, S. 16.

Vischers und Spielhagens Bedenken sind umso ernster zu nehmen, als sie von Männern gemacht werden, die nicht nur Theoretiker sind. Spielhagen ist vorzugsweise als Romandichter tätig gewesen, und der Aesthetiker Vischer gab uns außer seinen kritischen Werken den tragikomischen Roman „Auch Einer".

Nun meint Spielhagen: „Der historische Dichter findet seinen Stoff von vornherein gebunden an bestimmte Gestalten, die notorisch die Träger der Ideen, welche jene Zeit erfüllten, gewesen sind. Es scheint also, daß er seinen Stoff sofort zugleich mit derjenigen historischen Person, welche die betreffende Zeit am schärfsten und drastischsten repräsentiert, als Helden denken muß, und es kann sein, daß dies geschieht; aber es ist durchaus nicht wünschenswert, so wenig wünschenswert, daß der Dichter seine allzugroße Vorliebe zu dem historischen Helden nachher oft bitter zu bereuen hat, und ihn in den meisten Fällen sein guter Instinkt vor einem so verhängnisvollen Fehler glücklich bewahren wird." [1])

„Historische Personen sind Statuen, welche die Wissenschaft in eine bestimmte Stellung ausgemeißelt hat," [2]) und der Verfasser historischer Romane besitzt nicht dieselben Mittel wie der Dramatiker, diese Statuen in Menschen von Fleisch und Blut zu verwandeln.

Sind die historischen Persönlichkeiten wirklich für uns nur Statuen, ausgemeißelt in einer bestimmten Stellung? Wenn das heißen soll, daß wir mit der Vorstellung einer solchen Gestalt stets bestimmte Begriffe von Charaktereigentümlichkeiten zu verbinden gewohnt sind, so ist die Sache klar. — Aber widerspricht das der Möglichkeit, daß wir uns diese Menschen mit solchen Eigenschaften doch handelnd vorstellen? Ist nicht tatsächlich unsere Phantasie stets dazu bereit? Sehen wir nicht, wenn irgend eine Episode der Geschichte uns lebhaft interessiert,

[1]) A. a. O. S. 14 f. [2]) A. a. O. S. 16.

wie sich die Handlung vor unserm geistigen Auge abspielt? Wie Menschen von Fleisch und Blut, nicht Statuen, vor uns leben und handeln?

Sollte der Dichter bei geeignetem Stoff nicht dasselbe vermögen wie die Phantasie?[1])

Wenn wir z. B. die Maria Stuart in Scotts „Abt" mit solch charakteristischem, intensivem Leben vor uns sehen, wird da etwa die bestehende Vorstellung verletzt? Im Gegenteil, gerade so oder ähnlich stellten wir sie uns vor: mit dieser anmutigen Liebenswürdigkeit, diesem königlichen Stolz, mit der sprühenden Lebenslust, die aber von all dem Leid, das über sie hereinbricht, gedämpft wird, mit diesem feinen, schnellen Geist, der aber besser in der Unterhaltung zu glänzen, als die verwickelte ernste politische Lage des Landes zu durchschauen und zu beherrschen versteht. Wir sind dem Schotten dankbar, daß er uns seine schöne Königin so vorführt. Wie die Geschichte noch heute, trotz der eingehenden Untersuchungen, das letzte Wort zurückhält, das Maria Stuart von aller Schuld freispricht, so läßt auch er einen leisen Zweifel zurück. Die unglückliche Königin wird in diesem Roman bei den meisten Lesern mehr oder doch ebensoviel Interesse in Anspruch nehmen, als Roland Grame, Katherine Seyton oder der Abt, Vater Ambrosius. Eine historische Person tritt also mit in den Vordergrund, ihre Zeichnung ist durchaus nicht mißlungen, Scott hat sich in allem Wesentlichen an die Geschichte gehalten und uns bei Erfüllung all dieser Bedingungen einen seiner besten Romane geliefert. — Ein Beweis, daß auch historische Persönlichkeiten im Vordergrunde stehen können, daß der Dichter sie nicht unbedingt wie eine homerische Gottheit „mit gebundenen Füßen" vorführen muß.

---

[1]) Vergl. A. v. Berger „Über Drama und Theater" S. 38 f. Vergl. unten S. 19 f.

Ein geeigneter Stoff, bei dem sich dies Verfahren mit Glück anwenden läßt, mag sich nicht allzu oft finden, aber glückt es dem Scharfblick des Dichters, ihn zu entdecken, so wird sich der Wert seiner Schöpfung und das Interesse seiner Leser steigern.

Es bleibt noch das allzu straffe Gebundensein durch den Stoff zu erwähnen, ein Gebundensein, das Spielhagen so verhängnisvoll findet.

Aus eigener Erfahrung meint doch derselbe Theoretiker, daß jeder Dichter eines bestimmten Modells[1]) bedarf, und daß er sich streng an dies Vorbild halten soll. Wird etwas anderes vom Verfasser historischer Romane verlangt? Alle sollen sich konsequent der gegenwärtigen oder vergangenen Wirklichkeit nach Möglichkeit anpassen und sich mit Liebe und Hingabe in die Natur dieses zum Vorbild genommenen Wesens versenken. Für den einen wie für den **anderen** kann gelten:

„Bleibt dann auch immer ein Rest von Subjektivität, der in die neue Persönlichkeit nicht rein aufgehen will — dennoch ist diese seine Anstrengung nicht vergeblich. Es wird das Weltbild — auf dessen Darstellung es ja dem erzählenden Dichter in erster und letzter Linie ankommt — in ganz anderer Breite und Tiefe, in ganz anderer Schärfe der Linien, in ganz anderer Klarheit der Farben herausarbeiten, als es ihm bis dahin (vor der Ueberwindung jugendlicher Subjektivität) irgend möglich war.“ [2])

Allerdings wird hier an den Verfasser historischer Romane eine weit größere Anforderung gestellt, da ihm die vergangene Wirklichkeit nicht so plastisch vor Augen steht wie dem Dichter, der sein Modell aus der ihn umgebenden Welt nimmt, aber das Gebundensein ist doch bei dem einen nicht größer als beim andern.

---

[1]) A. a. O., S. 19 ff.

[2]) Spielhagen a. a. O. S. 21 f.

Wird es dem Dichter auch möglich sein, einen Mann aus dem Volke zum Helden seines Werkes zu machen? Spielhagen meint, auch hier komme der Verfasser historischer Romane wieder in Verlegenheit, die „kleinen Leute", die Bürger vergangener Zeiten würden von der Geschichte ignoriert.

„Was kümmert sich die Muse der Geschichte, die vornehme Dame, welche nur die Namen der Heroen auf ihre Tafeln zeichnet, um die misera plebs, die schreiend hinterdrein zieht? Da bleibt dem historischen Dichter denn nichts übrig, als seinen Helden aus der Tiefe seines Gemütes zu konstruieren." [1])

Dies Urteil nun darf die Geschichte mit gutem Grund zurückweisen. Er braucht sie z. B. nur um die Quellen des Mittelalters zu bitten, und die vornehme Dame wird ihm in ihren Chroniken [2]) Namen in solcher Anzahl zur Verfügung stellen, daß dem armen Dichter schwere Bedenken kommen werden, wenn er daran denken sollte, sie alle unter dem gastlichen Dache seiner Erzählung unterzubringen. Sie kann ihm unter vielem andern die Nürnberger Chronik vorlegen. Darin wird ihm Ullmann Stromer im „Püchel von mein geschlecht und abentevr" seine ganze Verwandtschaft vorführen, seine Kinder, Enkel, Brüder, Schwestern, Nichten, Neffen usw. Und mehr als Namen wird er finden. Ulmann Stromer wird ihm von seiner berühmten Papiermühle, von den Schwierigkeiten mit seinen Knechten, der Erweiterung seines Besitzes und manchem andern in der treuherzigsten Weise erzählen. Und ein anderer Bürger derselben Stadt, Burkhard Zink berichtet ihm sein Leben von seinen „kintlichen tagen", in denen er als fahrender Schüler des Lebens Not kennen lernte, bis zur Zeit, da er im eigenen Heim

[1]) Spielhagen a. a. O., S. 18.

[2]) Aehnliche Dienste wie die Monumenta Germaniae historica wird dem Schriftsteller die Münchener Sammlung der „Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis 16. Jahrhundert" tun.

die wechselvollen Schicksale niederschreibt. Er ist ein „Mann aus dem Volke" wie ihn Spielhagen nur wünschen mag. — Die Geschichte wird ihm die Soester Chronik darbieten und im Bericht ihrer Fehde wird er in das Leben einzelner Bürger manchen Einblick tun. In anderen, neueren Büchern wird ihm die Wissenschaft Auskunft geben, wie sein Ahne sich Axt und Spaten anfertigte, damit das Land urbar machte, wie die germanische Frau spann und webte. Kurz, das Leben in all seinen Einzelheiten wird sie ihm vorführen angefangen vom Mittelpunkte des häuslichen Herdes bis zu den weiten und weitesten Wellenkreisen, die das bürgerliche, soziale und politische Leben zieht.[1])

Endlich hat noch Fr. Th. Vischer ein anderes grundsätzliches Bedenken. Der innere Mangel der ganzen Dichtungsart (des historischen Romans), meint er, trete in dem geteilten Interesse zu Tage, das wir einerseits den großen politischen Ereignissen, dem Schicksal der Nationen und andererseits den Individuen, den einzelnen Personen zuwenden.

„Dort spannt uns die höhere Bedeutung der Geschichte, das Schicksal der Nationen, hier die Frage, ob Hans die Grete bekommt, beides gleichzeitig und so, daß die letztere Frage uns wärmer, zudringlicher beschäftigt."[2])

Liegt darin wirklich ein künstlerischer Mangel? In wie manchen Werken teilt sich nicht unser Interesse!

In Schillers Wallenstein spannen uns die persönlichen Schicksale des großen Mannes und seiner Umgebung, nicht weniger aber die geschichtlichen Ereignisse. In G. Freytags „Soll und Haben" beobachten wir mit regster Teilnahme die verschiedensten

---

[1]) Schon zu Spielhagens Zeit (die hier in Frage kommende Ausführung wurde 1871 veröffentlicht) war auf den verschiedensten Gebieten wertvolles Material zu Tage gefördert und weiteren Kreisen zugänglich.

[2]) Vischer. Aesthetik. Bd. V. S. 1314.

Gruppen: die jüdische, die christlich-bürgerliche, die aristokratische und schließlich die kosmopolitisch-liberale Richtung in ihrem Vertreter Fink. Für welche der beiden Gruppen in L. N. Tolstois „Anna Karenina" haben wir mehr Aufmerksamkeit, für die Heldin und ihre Umwelt oder für Levin und die seinige?

Was jeder der einzelnen Schöpfungen älteren oder neueren Gepräges Wert verleiht, ist nicht der Umstand, daß eine Hauptperson, oder die Personen ausschließlich im Mittelpunkte unserer Aufmerksamkeit stehn, sondern daß eine Idee alles umschließt, daß ein einheitlicher Gedanke den künstlerischen Bau zu einem organischen Ganzen zusammenfügt und im Ganzen Gestalt gewinnt. Von einem geteilten Interesse, das den ästhetischen Genuß stören könnte, kann dabei wohl kaum die Rede sein. — Wird darum im historischen Roman der Leser durch das rein Menschliche, Persönliche, und durch das geschichtliche Moment zugleich gefesselt, so erleidet doch der künstlerische Wert keine Einbuße, wenn alles geschickt verwoben ist, wenn alle Ereignisse von einem Gesichtspunkte aus geordnet sind.

Übrigens dürften große politische Tatsachen, „weltbewegende Ereignisse" gar kein notwendiges Erfordernis für einen historischen Roman sein. Im „Ekkehard" z. B. fehlt ein weiter geschichtlicher Hintergrund. Die Ungarn treten nur episodisch auf.

Räumen nun diese Einwendungen alle wesentlichen Schwierigkeiten fort? Gewiß nicht. — Nicht jeder Schriftsteller wird im historischen Roman glücklich sein und selbst dem dazu berufenen wird sich doch nicht jeder Stoff als geeignet erweisen. Und mag ihm die Muse der Geschichte auch mit bereitwilliger Liebenswürdigkeit aus den langen Reihen ihrer Bücher Persönlichkeiten, Ereignisse, Zeitverhältnisse zur Verfügung stellen, findet er dann dasselbe, wie der Dichter, der die Gegenwart schildert?

Unsere bessere Überzeugung würde Einspruch erheben, wollten wir diese Frage bejahen.

Was fehlt?

Das wirkliche, unmittelbare Leben! Es ist verrauscht und kann nicht mehr in seiner Unmittelbarkeit und Frische wirken. L'ensemble harmonique des phénomènes, wie Zola es nennt,[1]) das ist es, was fehlt. Und was derselbe Schriftsteller über die experimentelle Methode beim Roman sagt, verdient gewiß Beachtung, auch wenn man seine Theorie in allen ihren Konsequenzen durchaus nicht gelten läßt. Manches ist immerhin richtig und kann bei vernünftiger Anwendung den historischen Roman nur fördern, wie denn überhaupt Realismus und Naturalismus als Reaktion (extreme freilich) gegen die Verstiegenheiten des Idealismus im letzten Grunde auf echte Höhenkunst günstig eingewirkt. —

Nun fehlt dem Verfasser historischer Romane die unmittelbare Beobachtung, „das Experiment". Das Leben, das er schildern will, tritt nicht als etwas unmittelbar Erlebtes an ihn heran. Ein Analogieschluß — ein gewisses Umrechnen der Gegenwart in die Vergangenheit — wird bei gründlichster Kenntnis einer geschichtlichen Epoche selbst dem Genie nicht erspart bleiben. Und das hat etwas Ungewisses, Gefährliches. Hier liegt wohl die größte Schwierigkeit für den Dichter. Es wird der Rest von Subjektivität darum bei einem historischen Romane in dieser Hinsicht relativ größer sein als bei einem Werk, das seinen Stoff der Gegenwart entnimmt.

Doch, wie ist es mit dem Anschauen des „ensemble harmonique des phénomènes"? Geht hier der Künstler unfehlbar sicher? Nimmt er wirklich das harmonische Ganze der Erscheinungen wahr? — Doch meist nur einen Teil, einen kleinen Teil, einen Punkt. Alles Übrige entgeht seiner Aufmerksamkeit

[1]) Zola, Le Roman Expérimental, S. 4.

in der schnellen Flucht der Erscheinungen. Und das wirklich Wahrgenommene, deutet er es richtig? Das Handeln, die Mienen, die Bewegungen?

Faßt er gerade aus dem ihn umflutenden Leben das bedeutsame charakteristische Moment? Und schaut nicht schließlich auch der geschulteste Realist mit seinen „eignen subjektiven Augen"? Zola gesteht: „Jl semble d'abord que tout le monde a deux yeux pour voir et que rien ne doit être plus commun que le sens du réel. Pourtant rien n'est plus rare. . . . . Les peintres savent bien cela. Mettez certains peintres devant la nature, ils la verront de la façon la plus baroque du monde. . . . . Chaque oeil a ainsi une vision particulière." [1])

Was wir sehen und wie wir sehen ist nicht allein abhängig vom Objekt. Also auch für den Darsteller der Gegenwart ist die Sache garnicht so einfach.

Für die geringere Anschaulichkeit wird der Darsteller der Vergangenheit reichlich entschädigt durch die größere Übersichtlichkeit, in der seine Zeit vor ihm liegt. Viel klarer als im Wirbelsturm der Gegenwart sieht er die treibenden Kräfte, die starken Strömungen in der Geschichte der Menschheit.[2]) Motive, Ursachen und Wirkungen haben ihre Bedeutung, ihre Größe, ihren Charakter bewährt. „Die Lebenden," sagt Lord Acton mit Recht, „geben ihre Geheimnisse nicht mit der Aufrichtigkeit der Toten preis." [3])

Eine sichere Leiterin in die Vergangenheit wird dem Künstler die Psychologie sein. Der echte Künstler soll ja auch Psychologe

[1]) Zola, a. a. O., S. 208.

[2]) Vergl. Otto Ludwig. Studien. Poetische Wahrheit analog dem Bilde der Erinnerung. S. 39 f. 6. Bd. Gesammelte Schriften herausg. v. E. Schmidt und A. Stern. Leipzig 1892.

[3]) Lord Acton. Eröffnungsvorlesung zu Cambridge, gehalten am 11. Juni 1895. Übers. v. Jmelmann, Berlin 1897.

sein. Stets wird er gleiche Grundzüge im Wesen der Menschen aller Jahrhunderte aller Himmelsgegenden finden.

Menschen sind die Menschenkinder
Aller Zeiten, aller Zonen,
Ob sie unter Birkenbüschen,
Ob sie unter Palmen wohnen.[1])

Die Juden in der Geschichte des Alten Testamentes, die Griechen und Römer in ihren Geschichtsbüchern sind uns nicht fremd. „Denn jedes Volk ist Volk: es hat seine Nationalbildung wie seine Sprache; zwar hat der Himmelsstrich über alle bald ein Gepräge, bald nur einen linden Schleier gebreitet, der aber das ursprüngliche Stammgebilde nicht zerstört. . . . . Die Farben verlieren sich ineinander: die Bildungen dienen genetischem Charakter; und im Ganzen wird zuletzt alles nur Schattierung eines und desselben großen Gemäldes, das sich durch alle Räume und Zeiten der Erde erstreckt“ [2]) Ein Verfasser historischer Romane muß mit der Vergangenheit in hohem Grade vertraut sein, so daß er bei der Darstellung fast intuitiv das Leben der betreffenden Zeit zu schauen und richtig zu zeichnen versteht. Und das fordert mehr als gute Kenntnis, es setzt das Genie des Dichters und des Historikers voraus. Aber darum ist gewiß nicht die dichterische Darstellung der Vergangenheit abzulehnen oder wesentlich einzuschränken.

Im Gegensatz zu Vischer und Spielhagen gibt einer der feinsten modernen Ästhetiker uns mehr Hoffnung für die Zukunft des historischen Romans. Alfred von Berger meint: „Stoffgebiete, die wir uns erst durch spätere Erfahrungen oder gar durch Bücherstudium vertraut machen, gehen zuerst als astraktes Wissen in unsern Geist ein und müssen erst in Anschauungen und von

[1]) Weber Dreizehnlinden, XVII.

[2]) Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, 13. Bd., S. 257 f.

unserm Gefühl belebte Phantasiebilder verwandelt werden. . . . Diese Verwandlung aber gelingt nur dem außerordentlichen schöpferischen Talent; daher halten sich unsere modernen Poeten mit einiger Vorsicht in ihrer Jugendwelt und deren nächster Nachbarschaft auf. . . . Für mich fängt der eigentliche Dichter doch erst dort an, wo die Phantasie eine solche Stärke, Lebendigkeit und Glut besitzt, daß sie dem mit ihr Begabten die wirkliche Erfahrung und das reale Erleben ersetzen. Durch wirkliches Erfahren und reales Erleben kann auch der Nicht-Dichter eine oder die andere tüchtige poesieartige Produktion hervorbringen." [1])

Es liegt also die Grenze im Können, in der Veranlagung des Dichters, nicht im Stoff!

„Mich hält kein Land, mich fesselt keine Schranke.
Frei schwing ich mich durch alle Räume fort.
Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.
Was sich bewegt im Himmel und auf Erden,
Was die Natur tief im Verborgnen schafft,
Muß mir entschleiert und entsiegelt werden,
Denn nichts beschränkt die freie Dichterkraft." [2])

Dies ist das Recht, das ein großer Dichter für seine Muse beansprucht. Es trugen ihn allerdings die Schwingen seines Geistes durch ein weites Gebiet! Seine Dramen zeigen es. — Und in der Geschichte des Romans braucht man nur Namen, wie W. Alexis, Scott, K. F. Meyer, L. N. Tolstoi, Handel-Mazzetti zu nennen, um zu beweisen, daß gerade große Talente die Darstellung der Vergangenheit nicht gemieden haben und nicht meiden. Die Ästhetik aber empfängt ihre Normen von den Werken der Kunst. Es ist darum ein durchaus gültiger

[1]) Über Drama und Theater. Lpz. 1900, S. 38 f.
[2]) Schiller, Huldigung der Künste.

Positivismus, ein Ausgehen von Tatsachen, wenn wir zu dem Schluß gelangen: der historische Roman ist berechtigt, auch ein solcher mit geschichtlichen Personen im Vordergrunde. Er kann die Bedingungen erfüllen, die an ihn gestellt werden.[1])

Er wird nicht verschwinden. Das Interesse an der Geschichte und ihrer objektiven Wahrheit, die reiche Fülle großer Ereignisse und großer Probleme wird auch weiterhin berufene Dichter anregen, das Leben zu schildern, wie es vor uns über unsere Erde schritt. Und das deutsche Volk, das schon in frühster Jugend seiner Ahnen und seiner Helden Schicksal im epischen Liede besang, wird es dem Dichter danken, der ihm die Vergangenheit wahrheitsgetreu und lebensvoll im Gewande der Erzählung vorführt.

Nach dem Gesagten möchte sich das Wesen des historischen Romans folgendermaßen charakterisieren lassen:[2])

Der historische Roman ist das künstlerisch gezeichnete Wirklichkeitsbild einer bestimmten, deutlich hervortretenden geschichtlichen Epoche, das Leben jener Zeit spiegelt sich wieder in der Handlung, in den Strömungen, die den Lebensweg des Helden kreuzen.

Ein starres Gesetz, das dem Dichter sagt, wie er in allen Fällen zu handeln habe, gibt es nicht. Sein Genie muß ihm Wegweiser beim Erstreben des Ideals sein: Künstlerische Schönheit und Wahrheit mit historischer Treue harmonisch zu verbinden.

---

[1]) In welch hohem Grade dies möglich ist, hat z. B. in der neusten Zeit eine echte Künstlerin wie E. v. Handel-Mazzetti in ihren Werken bewiesen.

[2]) Nach der sorgfältig durchdachten Definition Carl Schmitt's. Der moderne Roman, S. 40 f.

Bevor nun die in Kürze entwickelte Theorie des historischen Romans eine praktische Anwendung auf Scheffels Werk findet, mag es zweckmäßig sein, kurz den Lebensgang des Dichters zu skizzieren. Er erklärt manche Eigenschaft des Romans, denn in hohem Grade ist der „Ekkehard" von den persönlichen Erlebnissen seines Verfassers beeinflußt.

Scheffel wurde am 16. Februar 1826 geboren und verlebte die ersten Jahre der Jugend in den glücklichsten Verhältnissen. Die lebhafte, liebenswürdige, poetisch durchaus nicht unbegabte Mutter [1]) hat auf ihren Sohn den nachhaltigsten Einfluß ausgeübt. Ohne Zweifel hat sie dem heranwachsenden Knaben von den Verhältnissen erzählt, in denen ihre und ihres Mannes Familie gelebt: Der Großvater väterlicherseits war Stiftsschaffner (Domänenverwalter) im reichsunmittelbaren Benediktinerstift Gengenbach gewesen. [1]) Ein Vorfahr der Mutter war einst Hauptmann in der damals nicht unbedeutenden Festung Küssaburg. So wurde der künftige Dichter in mancher Beziehung heimisch in der vaterländischen Geschichte. Auf Ausflügen lernte er dann nicht nur die herrliche Natur des badischen Landes kennen, auch die Vergangenheit trat in den Denkmälern, die sie hinterlassen und durch die Erzählungen der Eltern unmittelbar an ihn heran.

Wahrscheinlich wird Scheffel auch Walter Scotts Romane kennen gelernt und durch die Lektüre lebhafte Anregung empfangen haben. Hier findet sich vorzügliche Charakterschilderung,

---

[1]) Vergl. Gedichte von Josephine Scheffel. Stuttgart 1892.

[2]) Vergl. Prölß „Scheffels Leben und Dichten".

plastische Anschaulichkeit, gesunder Humor und sittlicher Ernst. Wie der Schotte sollte sich Scheffel einst mit Liebe in die Vergangenheit seines Volkes vertiefen.

Aber der Gymnasiast, der Student dachte nicht daran, daß ein Schriftsteller in ihm stecke. Es war sein größter Wunsch, Maler zu werden. Nun kam nach den sorglosen Jahren der Kindheit die Zeit des Zwiespaltes zwischen der Neigung, die ihn zum Künstlerleben hinzog und den beständigen Forderungen des praktischen Vaters, der den Sohn in einer festen Lebensstellung wissen wollte. So betrieb Scheffel mit Widerwillen das Studium der Rechte. Manche launige Stelle im Trompeter, im Gaudeamus beweisen, wie wenig Geschmack der Dichter an der Rechtsgelehrsamkeit fand. Zur Entschädigung belegte er dann auf den Hochschulen auch Kollegien der philologischen Fakultät,[1]) unter anderm Geschichte des Mittelalters und neuere Kunstgeschichte. Hatte er schon als Knabe manche Anregung durch die Erzählung der Eltern und die Lektüre erhalten, jetzt erhielten seine geschichtlichen Kenntnisse Vollständigkeit, Vertiefung und wissenschafliche Grundlage.

Nachdem er sein Staatsexamen mit Erfolg bestanden, widmete er sich kurze Zeit der Ausübung des juristischen Amtes. Freude fand Scheffel bei dieser Beschäftigung nicht; er atmete erleichtert auf, als er im Mai 1852 Akten und Amtszimmer verlassen und Italien besuchen konnte. Der jugendliche Tourist fand im klassischen Lande der Kunst freundliche Aufnahme und guten Rat bei deutschen Künstlern, und so hoffte er, der Traum der Jugend, ein Maler zu werden, würde sich nun verwirklichen. Er arbeitete unter Ernst Willers, Julius Braun und Eduard Engerth. An Fleiß, Energie und guter Anleitung hat es dem jungen Manne nicht gefehlt; aber das reichte nicht hin,

---

[1]) Prölß, Scheffels Leben und Dichten, S. 38 ff.

etwas anderes zu ersetzen: die natürliche Anlage. Die Erkenntnis seines Unvermögens kam ihm nur langsam zum Bewußtsein. Sie verstimmte ihn tief.[1]) Die Gattin seines Freundes Engerth war es, die einst dem so überaus interessant erzählenden jungen Manne in die Rede fiel: „Aber Scheffel, Sie sind ja ein Dichter, warum schreiben sie das Zeug nicht auf?“ [2])

Auf weiteres Zureden der Freunde gab er den Malerberuf „vorläufig“ auf und schrieb auf dem wellenumfluteten Capri den heiteren Gesang vom Trompeter.

In der Heimat drängte der Vater den zurückgekehrten Sohn, sich nicht dem unsicheren Schicksal eines Schriftstellers oder Künstlers anzuvertrauen, sondern, wenn ihn die Jurisprudenz garnicht anspreche, sich um die Stellung an einer Universität zu bemühen. So machte Scheffel im Winter 1853/54 Studien für eine rechtshistorische Abhandlung. Sie sollte eventuell als Habilitationsschrift dienen. Zu diesem Zwecke vertiefte er sich in die Geschichte seiner Heimat. Prölß[3]) vermutet, daß die Arbeit einen Vergleich altalemannischen Volksrechtes mit den von ihm abweichenden Gesetzen und Rechtsanschauungen der schwäbischen Klöster zum Gegenstande hatte. Dieses Thema würde allerdings den Dichter zu den Quellen des Ekkehard geführt haben, aber eine eingehende Kenntnis der alten Rechtsverhältnisse bedarf nun wohl bei einem Juristen, der zudem in

---

[1]) In einem Brief an Frau Engerth: „Es wird mir immer deutlicher, daß das Schönste und Beste, was der Mensch sich im Leben wünscht, nicht in Erfüllung gehen darf — warum? Vielleicht grade, weil er sein größtes Glück nicht zu ertragen fähig ist, und weil einmal die Entsagung auch zu den menschlichen Dingen gehört, wie der Schatten zum Licht.“ Ruhemann J. V. v. Scheffel, sein Leben und Dichten, S. 141. Aus diesem Briefe spricht aber nicht nur Verstimmung wegen dieser Enttäuschung.

[2]) Prölß Biographie, S. 249. — [3]) Ebenda, S. 289.

den Universitätsjahren aus Liebhaberei germanistische Studien betrieben, keiner besonderen Erklärung. Die rechtshistorischen Anspielungen des Ekkehard ließen sich dadurch vielleicht hinreichend erklären, sodaß sie für die Ansicht Prölß' kein zwingender Beweis sind. Ohne Bedenken aber kann man der weiteren Ausführung des verdienten Scheffelbiographen beistimmen:

„Der von der Geschichte dargebotene Stoff und die Seele des Dichters wuchsen einander entgegen, als habe die Natur sie bestimmt, sich zu durchdringen und zu verschmelzen zur Hervorbringung eines neuartigen Dichterwerkes. Da war keine Wahl: der mit zwingender Gewalt heraufbeschworene Strom poetischen Waltens und Wirkens schob die Folianten, schleuderte die gelehrten juristischen Aufzeichnungen mit elementarer Gewalt beiseite. Die Natur verlangte ihr Recht. So sprengt der Bergquell, wenn er von geheimnisvoller Kraft geschwellt, zum Licht empordringt, die hemmenden Schranken, die ihn von der Oberwelt trennen, wuchtig auseinander und bahnt sich machtvoll sein Bett, wenn seine Stunde gekommen. Wo der eigentliche Ursprung der Quelle — wer weiß es genau zu sagen? Jedenfalls nicht an der Stelle des Hervortrittes an die Welt des Lichtes, sondern verborgener, tiefer. Nur allmählich wuchs ihm die Kraft, welche da oben ihm Bahn brach.“ [1])

Wir können jetzt, nach dem Erscheinen einer neuen Studie [2]) über den Dichter, die Spuren der Quelle und das Anwachsen ihrer Kraft noch deutlicher weiter verfolgen.

Zu den Forschungen früherer Zeit und denen der Gegenwart, zu dem allgemeinen Interesse, das schon in der Kindheit geweckt wurde, kam als wichtiges Moment noch die seelische

---

[1]) Prölß Biographie, S. 249.

[2]) Boerschel, Scheffel und E. Heim, Berlin 1906.

Stimmung hinzu, die den Dichter in jener Zeit beherrschte. Sie entsprang einer Jugendliebe.

Im Jahre 1851 war Scheffel seiner Kousine Emma Heim, die er als Kind zum letzten Male gesehen, im Schmuck ihrer mädchenhaften Schönheit wieder begegnet.[1]) Im Herzen des Dichters war die Liebe erwacht. In der Folge sollte diese Frauengestalt auf sein Leben einen bedeutenden Einfluß gewinnen. Emma schlug im Juli 1853 seine Hand aus und verlobte sich mit einem Kaufmann Mackenrodt: Es war die zweite große Enttäuschung seines Lebens, eine Enttäuschung, die ihn weit tiefer und nachhaltiger berührte als die erste. Scheffel stand unter dem ganzen Eindruck dieser Liebe und der Unerfüllbarkeit seiner Wünsche, als er, dem Drängen des Vaters folgend, sich jener rechtshistorischen Abhandlung widmen wollte, von der oben gesprochen worden ist. Eine Habilitationsschrift kam nicht zu stande, was ihm alte Chroniken, die großen Folianten der Monumenta Germaniae und andere Geschichtswerke erzählten, alles das verwob sich mit dem, was des Dichters Herz erfüllte zu einem Liede von Liebe und Leid: zum „Ekkehard“.

Der jugendliche Dichter hat nicht lange an seinem Werk gearbeitet. Im Winter 1853/54 fand er das Material. Im Laufe des Jahres schreibt er den Roman. Im Februar 1855 verfaßt er das Vorwort, und nachdem er die Noten am Ende des Buches schon vorher hinzugefügt, schickt er es auf die Fahrt in die Welt hinaus.

Zur Beurteilung des Werkes wird es zweckmäßig sein, die Stelle eines Scheffelschen Briefes anzuführen, die für das Verständnis des „Ekkehard“ bemerkenswert ist:

---

[1]) Boerschel, Scheffel und E. Heim, Brief Scheffels vom 13. Dez. 1873.

„Meine ganze Entwickelung ist nämlich, um so zu sagen, eine dem polytechnischen Geiste entsprechende, es hat in mir der Künstler den Dichter durchkreuzt, und nachdem ich mich in Italien des Zwiespaltes entledigt und in der Poesie die Versöhnung gefunden, habe ich mir die Linie meines weiteren Schaffens dahingezogen, den Ernst und stofflichen Gehalt der historischen Wissenschaft mit den Gesetzen künstlerischer Schönheit zu verschmelzen. In dieser Weise habe ich jetzt ein Werk unter der Feder, auf dessen Erfolg ich selbst gespannt bin; ich möchte es einen strengen historischen Roman nennen, der in spielender Weise das Kultur- und Geistesleben einer längst verklungenen Epoche enthält und der, wenn man ihn des psychologischen Rahmens der Geschichte entkleidet, sich mit Leichtigkeit in eine Reihe gelehrter Abhandlungen auflösen ließe." [1])

Im Vorwort zum Ekkehard gibt Scheffel weitere Linien, die er sich bei der Anlage seines Romans als Richtschnur gezogen habe. Sie erklären seine Auffassung vom historischen Roman und geben das Ziel, das ein historischer Roman nach seiner Ansicht anzustreben hat, so deutlich an, daß es am besten ist, den Dichter sein ästhetisches Programm selbst vortragen zu lassen:

„Dies Buch ward verfaßt in dem guten Glauben, daß es weder der Geschichtsschreibung noch der Poesie etwas schaden kann, wenn sie innige Freundschaft miteinander schließen und sich zu gemeinsamer Arbeit vereinen . . . ."

„Mit Erfolg," erklärt Scheffel weiter, „kann an der Wiederbelebung der Vergangenheit gewißlich nur dann gearbeitet werden, wenn einer schöpferisch wiederherstellenden Phantasie ihre Rechte nicht verkümmert werden, wenn der, der die alten

---

[1]) Frey, Briefe J. V. v. Scheffel an Schweizer Freunde. Am 30. Nov. 1854.

Gebeine ausgräbt, sie zugleich auch mit dem Atemzug einer lebendigen Seele anhaucht, auf daß sie sich erheben und kräftigen Schrittes als auferweckte Tote einherwandeln.

In diesem Sinne nun kann der historische Roman das sein, was in blühender Jugendzeit der Völker die epische Dichtung: ein Stück nationaler Geschichte in der Auffassung des Dichters, der im gegebenen Raume eine Reihe Gestalten scharfgezeichnet und farbenhell vorführt, also, daß im Leben und Ringen und Leiden der einzelnen zugleich der Inhalt des Zeitraumes sich wie zum Spiegelbild zusammenfaßt.

Auf Grundlage historischer Studien das Schöne und Darstellbare einer Epoche umspannend, darf der Roman auch wohl verlangen, als ebenbürtiger Bruder der Geschichte anerkannt zu werden." [1])

Man sieht, Scheffel hat sein Ziel nicht tief gesteckt! Legen wir nun die von ihm selbst gezogenen Richtungslinien, die sich mit der im ersten Teil gewonnenen Theorie im wesentlichen decken, an sein Werk, um zu sehen, inwieweit es dem Dichter gelungen ist, in seinem Roman den Inhalt jenes Zeitraumes „in einem Spiegelbild zusammenzufassen". [1])

„Es war vor beinah 1000 Jahren," in der letzten Hälfte des 10. Jahrhunderts. Der klug zurückhaltenden, dann energisch durchgreifenden und stets zielbewußten Politik der großen sächsischen Kaiser war es bereits gelungen, die gelockerte Abhängigkeit der deutschen Stammesherzogtümer vom Reich zu einer engern zu machen. In den Kriegen gegen die Grenzvölker war man im ganzen glücklich. Für die Literatur erschien eine Zeit der Blüte, die sog. Ottonische Renaissance. Die deutsche Kaiserkrone auf dem Haupte der Ottonen strahlte in ähnlichem Glanze wie zur Zeit des großen Karl.

---

[1]) „Ekkehard", Einleitung, S. VII ff.

Der Schwerpunkt kaiserlichen Waltens lag naturgemäß da, wo die sächsischen Kaiser, wenn sie nicht in Italien weilten, Hof zu halten pflegten: im Norden. Scheffel scheint in richtiger Selbstbeschränkung darauf verzichtet zu haben, uns die Kaiserherrlichkeit in seinem Bilde aus dem Südwesten Deutschlands vorzuführen. Mancher Romanschreiber hätte der Versuchung wohl nicht widerstanden, durch Einführung jener fürstlichen Gestalten seiner Zeichnung einige glänzende Striche hinzuzufügen. Es wäre ein Leichtes gewesen durch die nahe Verwandtschaft der Herzogin Hadwig mit dem Kaiserhause. — Und doch, dieser Verzicht bedeutet einen Gewinn. Jetzt konzentriert sich unsere Teilnahme auf wenige, leicht übersehbare Personen und Handlungen. Glänzende Nebenszenen stellen die lieblichen einfachen Farben nicht in Schatten. Mit einer Perspektive auf das Leben des schwäbischen Volkes, des herzoglichen Hofes und eines Klosters schließt der Hintergrund ab. Durch Ausschaltung der großen politischen Ereignisse weicht Scheffel überdies jener „Gefahr“ aus, die Fr. Th. Vischer in dem geteilten Interesse an großen politischen Ereignissen im Hintergrunde und den Individuen im Vordergrunde sehen will. Im Mittelgrunde gruppieren sich in klaren Umrissen mehrere Vertreter der verschiedenen Stände zu einem farbenhellen Bilde. Nur wenige Personen nehmen im Vordergrunde unser Hauptinteresse in Anspruch. Keine der wechselnden Szenen leidet an einer Überfülle von Personen und Handlungen. In ebenso schlichter Weise führt Scheffel die Handlung seines Romans durch. Man verfolgt ohne Mühe das stete Fortschreiten.

Wir beobachten das Erwachen der Liebe in zwei Menschen, in der Herzogin und Ekkehard. In der Fürstin regt sich die Neigung zuerst, und wiederholt gibt sie ihrem Lehrer Beweise dafür. Aber ihr Stolz wird tief gekränkt. Sie wird nicht

verstanden, und als sie endlich begriffen wird, drängt der Unmut ihre Neigung zurück, da der Mönch die auch in ihm erwachende Liebe scheu und unentschlossen niederdrückt. Während sich Hadwig verletzt und scheinbar teilnahmlos abwendet, wächst in Ekkehard die Liebe zur Leidenschaft. Aber Stand, Gelübde, Zeitverhältnisse stellen sich wie eine eherne Mauer zwischen ihn und die stolze Frau. Hoffnungsloses Ringen bringt ihn dem Wahnsinn nahe. Ein elementarer Ausbruch des lange zurückgedrängten Gefühls stellt ihn vor eine traurige Zukunft. Die Herzogin wendet sich offen von ihm ab und überläßt ihn seinem Schicksal. Gottesurteil und strenge Kirchenbuße erwarten den armen Mann.

Da kommt die Lösung. Der nächsten Gefahr entzieht er sich durch die Flucht und den Sturm im Innern bringt eine geistige Umwandlung zum Schweigen. Fern von Welt und Menschen bricht er mit der Vergangenheit, ihren Anschauungen, dem Klosterleben, er verzichtet auf die Herzogin. In der reinen Natur, in einem natürlichen, dogmenfreien Gottesdienst läßt ihn Scheffel geistig und körperlich gesunden.

Die treibende Kraft in der Entwickelung des Romans ist die Liebe. Da das Motiv ein allgemein menschliches ist, paßt es an sich in den Rahmen einer jeden Zeit. Auch der Konflikt an sich ist historisch, psychologisch und künstlerisch möglich.

Etwas anderes ist es, ob Scheffel uns tatsächlich die historischen Charaktere und mit ihnen geschichtliche Tatsachen richtig wiedergibt, ferner, ob sich in der Durchführungsweise von Motiv, Konflikt und Lösung des Problems die Eigentümlichkeit des Jahrhunderts getreu wiederspiegelt.

Es gibt uns die historische Überlieferung ein anderes Bild von jenem Manne, den Scheffel zum Helden seines Romans macht. Die auch vom Dichter benutzten Casus Sancti Galli (C. S. G.) sind die hauptsächlichste Quelle. Es gilt nun deren

Wert festzustellen. — Die Daten der C. S. G. verwirren sich oft zu einem unlösbaren Knäuel von Widersprüchen. Auch in den Lebensangaben über Ekkehard finden sich Unmöglichkeiten. In der weiteren Ausführung werden die wesentlichsten zur Sprache kommen. Im Ganzen kommen für unsere Studie besonders die Charakterschilderungen und Kulturberichte in Betracht. Wie sehr Scheffel diese schätzte, zeigt sein freudiges Lob über „Die Perlenschnur" der sanktgallischen Klostergeschichten. Er meint, die Personen und Zustände seien mit groben aber deutlichen Strichen gezeichnet, viel unbewußte Poesie, treuherzige, brave Welt- und Lebensansicht, naive Frische verleihe dem Niedergeschriebenen überall das Gepräge der Echtheit selbst dann, wenn ein handgreiflicher Anachronismus dem Erzähler gar keinen Schmerz verursache. — Bei einzelnen Schilderungen jedoch muß die Objektivität des Chronisten wohl zuweilen in Zweifel gezogen werden. Der Schreiber sucht sein Kloster, das er liebt, in das beste Licht zu setzen, er lobt die gute alte Zeit und hält die cluniazensische Reform, die man im 11. Jahrhundert einführen wollte, für überflüssig.[1]) Aber zu den Lichtseiten fügt er auch den Schatten hinzu. Ein bewährter Forscher und Kenner jener Zeit, Wattenbach, charakterisiert zusammenfassend die Leistung der Chronisten: „ist er in allen Einzelheiten unzuverlässig," so gibt er, „doch ein kulturhistorisch unschätzbares, im Gesamteindruck auch sicher zutreffendes Bild".[2])

Der Verfasser, Ekkehard IV.[3]) erzählt nun, daß sein gleichnamiger Ordensbruder, Ekkehard II. schon in früher Jugend

---

[1]) Vergl. Meyer v. Knonau: Ekkehard's C. S. G. Einleitung.

[2]) Deutsche Geschichtsquellen im Mittelalter, S. 269.

[3]) Es sind vier Mönche desselben Namens hier zu unterscheiden: Ekkehard I., Verfasser des Waltharliedes. Ekkehard II., Palatinus,

nach St. Gallen kam. Nach ihm traten noch drei seiner Vettern, Ekkehard III., Purchhard (oder Burkhard, der kleine Klosterschüler auf dem hohen Twiel und spätere berühmte Abt Purchard II.) und der große Notker Labeo ein. Einer der Lehrer unseres Helden war sein Oheim Ekkehard I., ein anderer, Gerald „von der Jugend bis zum Tode im Greisenalter Meister der Schulen".[1]) Unter ihrer Leitung wuchs Ekkehard II. heran. Gar viel weiß der Chronist von dem liebenswürdigen Wesen des hochgebildeten, auch mit körperlichen Vorzügen reich ausgestatteten Mönches zu erzählen. Trotz seiner Jugend steht er an Weisheit, Beredsamkeit und klösterlicher Tugend keinem im Kloster nach. In der Schule unterrichtet er mit großem Erfolg. Einst, in späteren Jahren, umringen ihn auf einer Synode in Mainz sechs Bischöfe und begrüßen in ihm den geliebten Lehrer der Jugendzeit.[2])

Auf einem Besuch in St. Gallen lernt die Herzogin Hadwig Ekkehard, der das Amt eines Pförtners (portanarius) verwaltet, kennen. Sie erbittet sich ihn zum Lehrer. Abt und Oheim sehen den Mönch nur ungern scheiden.[3]) Auf dem hohen Twiel findet er ehrenvolle Aufnahme. In der Gesellschaft ihrer Zofe, oft auch des Hofes, der Dienstmannen, der Herren benachbarter Besitzungen, die auf der Herzogsburg Einkehr hielten, werden klassische Studien und wissenschaftliche Gespräche betrieben.

Von Zeit zu Zeit führt ein Fest oder kindliche Liebe den Mönch in das heimatliche Kloster zurück. Aufmerksam sorgt dann die Herzogin für Schiffe zur Überfahrt über den Boden-

---

der Lehrer Hadwigs. Ekkehard III., Neffe E. II. Ekkehard IV., Verfasser der C. S. G.

[1]) C. S. G. IX., 74. [2]) C. S. G. X., 89.

[3]) C. S. G. X., 90: Quod dum abbas ingrate quidem concederet et avunculus (Ek. I.) dissuaderet ille tamen nihilominus quae petitus est facere, pertenderat.

see und beschenkte Ekkehard oder sein Kloster mit kostbaren Paramenten. Aber diese Aufmerksamkeiten hinderten doch nicht, daß der Lehrer durch das heftige Wesen Hadwigs erbittert, gern auf sein ehrenvolles Amt verzichtet und daheim im Kloster geblieben wäre.[1])

Von einem jener Besuche in der Heimat brachte Ekkehard seine jüngeren Vettern mit zur Unterrichtsstunde. Der eine, Purchard, trug der Herzogin seinen Wunsch, Griechisch zu lernen in einem fertigen Hexameter vor. Die erstaunte Herzogin zog den kleinen Dichter liebkosend an sich, gewährte ihm seine Bitte, gab ihm, wenn sie freie Zeit hatte, Unterricht und entließ ihn nach einiger Zeit mit Büchern beschenkt.[2])

Auf der Fürstin Betreiben wurde Ekkehard an den Kaiserhof gesandt und dort den Mitgliedern der Kapelle eingereiht. Er unterrichtete den jungen König, Otto II. und stand bei Otto I. und der Kaiserin Adelheid in hohem Ansehen.[3]) Er vertrat die Interessen seines Hauses, wenn es von feindlich Gesinnten angegriffen wurde. Der Verfasser der C. S. G. schweigt über die weiteren Schicksale des Mönches; er erwähnt nur noch, daß Ekkehard einst auf einer Synode in Mainz anwesend war und dort vom Erzbischofe Willegis begrüßt wurde, der dem bescheiden zurücktretenden Mönche sagte, daß auch er einst den Bischofsthron besteigen würde.[4])

Meyer v. Knonau ergänzt die Lebensbeschreibung: „Hier in Mainz starb dann eben Ekkehard (990) und wurde zu St. Alban begraben".[5])

---

[1]) C. S. G. X., 90: Moribus tamen illa suis severis et efferis sepe virum exasperans, domi interdum quam secum mansisse multo malle fecerat.

[2]) X., 94, C. S. G. [3]) C. S. G., XI., 98. [4]) C. S. G., X., 89.

[5]) Meyer v. Knonau a. a. O., S. 137.

Mit Ausnahme der letzten Angabe ist dies das Bild, das uns die C. S. G. überliefern. Stälin in seiner „Wirtembergischen Geschichte". Ildefons v. Arx in den „Geschichten des Kantons St. Gallen", die Badenia schöpfen aus dieser Quelle und lassen diese Charakterisierung gelten. Nun mag es aber doch sein, daß der Chronist die Persönlichkeit des begabten Mönches in ein allzu günstiges Licht setzte. Ein Beweis liegt aber nicht dafür vor. Jedenfalls können wir in Ekkehard einen Typus mancher Gelehrten aus jener Zeit deutscher Kaiserherrlichkeit erkennen. Ähnlich stellt uns die Geschichte Alcuin, Paulus Diakonus am Hofe Karls des Großen, Sturmius und Hrabanus Maurus v. Fulda, Widukind v. Corvey, die Notkere, Ekkeharde v. St. Gallen in der Klosterzelle und endlich Brun, den liebenswürdigen Bischof und Staatsmann vor. Sie waren Geistliche und Gelehrte, Aszeten und Weltkundige zu gleicher Zeit, die, auf der Höhe ihres Berufes stehend, segensreich für ihre Zeit und die Zukunft wirkten.

Und diesen Ekkehard, der als Mönch, Lehrer und Hofmann so fest, so zielbewußt und mannhaft durchs Leben geht, ihn macht Scheffel in seinem Roman zum schwankenden, liebeskranken Träumer. Den Ordensmann, der sein priesterliches Gewand bis zum Tode fleckenlos trug, ihn läßt der Dichter einer launenhaften Frau wegen in das bedenklichste Schwanken geraten.

Der historische Ekkehard ist ein Kind seiner Zeit, eine frische Natur mit ungebrochener Kraft. Dem „Helden" des Romans fehlt der Mut des Entsagens und die Kraft der rücksichtslosen Leidenschaft. Hier ist kein Übermaß von Kraft, kein Überschäumen des Lebensdranges, nicht das frische Drauflosgehn des Tatenmenschen! Scheffels Mönch träumt, reflektiert, er läßt sich schieben durch die Verhältnisse: ein reiches Stimmungs-

leben und ein armes Wollen, ein Fehlen, ein Zusammenbrechen aus Schwäche.

Der Charakter des Helden, die Haupthandlung, Motiv und Konflikt sind das Werk schöpferischer Phantasie. Persönliche Erlebnisse Scheffels laufen mit den Ereignissen des Romans parallel und erklären die Umwandlung des historischen Stoffes. Es ist die Wertherstimmung, die sich im Roman ausspricht.

Wie schon erwähnt, verehrte Scheffel seine Kousine Emma Heim. Die Nachricht ihrer Verlobung, 15. November 1853, brachte für ihn eine Zeit bitterer Enttäuschung.[1]) In eben dieser Zeit, im Winter 1853/54 suchte er das Material für eine rechtshistorische Abhandlung, findet aber, wie es seiner Stimmung entspricht, den Stoff zu einem Roman. Im Frühling und Sommer 1854 wird die größere erste Hälfte vollendet, etwa bis zum 20. Kapitel. Beim Helden des Romans hält, wie beim Dichter, mit der Liebe das Leid Einkehr in die Seele. Ekkehard hat nichts von der fröhlichen Ungebundenheit des Trompeter- und Gaudeamus-Dichters.

Aber der träumerische, empfindsame Zug, der in Scheffels Charakter weit stärker war als jugendlicher Übermut, er findet sich in dem weichen unentschlossenen, in sich gekehrten Wesen

---

[1]) Vergl. zum folgenden E. Boerschel, J. V. v. Scheffel und E. Heim. Berlin 1906. Das Buch enthält zahlreiche Briefe Scheffels an seine Kousine. Vieles andere stützt sich auf mündliche Mitteilungen der Dame an den Verfasser.

Die Bedeutung Emma Heims für Scheffels Leben, wie E. Boerschel sie annimmt, wird teilweise von J. Prölß bestritten. Vergl. Beilage zur ‚Allgemeinen Zeitung‘ 1906, Nr. 54 ff. und Prölß' Vorwort zu Scheffels gesammelten Werken.

Ich habe dem Werke Boerschels Tatsachen entnommen, die mir für diese Arbeit wesentlich zu sein schienen, und in Bezug auf sie herrscht wohl bei beiden Autoren Übereinstimmung.

des Mönches wieder. Beim Dichter macht die Antwort der Kousine die Erfüllung seiner Wünsche unmöglich; beim Mönch stehen religiöse und soziale Anschauungen und Gesetze im Wege. Beide suchen Herr der Gefühle zu werden; aber nicht männlicher Wille, — elastische, jugendliche Kraft kämpft den Kampf und führt die Entscheidung herbei. Müde Resignation spricht aus der Haltung des Mönches vor der Katastrophe. Diese letzten Kapitel wurden in Karlsruhe und Heidelberg geschrieben. Es nahte der Hochzeitstag Emmas: es ist die Stimmung des Dichters, die im Roman reflektiert wird. Am 10. August fand die Hochzeit zu Freiburg i. B. statt. Auch Scheffel war erschienen. Am Morgen des festlichen Tages, als Scheffel der Braut begegnete, brach die Liebe, die er so lange zurückgehalten, der er nur mehr in seinem Buche Ausdruck geliehen, noch einmal hervor.[1]) Kühl und schweigsam verhielt sich der arme Dichter in der fröhlichen Gesellschaft der Hochzeitsgäste. Wie seinen Ekkehard[2]) schmerzte ihn die laute Freude, die ihn umgab. Sie stand in gar zu grellem Gegensatz zum innern Schmerze.

Nachmittags war Scheffel plötzlich verschwunden. Nachlässig, ohne Kopfbedeckung kam er in der Nacht in Karlsruhe an. Dort blieb er noch etwa zwei Wochen und schrieb im Elternhause unter dem unmittelbaren Eindruck der letzten Tage — wie Boerschel wohl mit Recht vermutet —, das charakteristische Kapitel „Verstoßung und Flucht“. Und hier erzählt uns Scheffel, wie auch sein armer Held aus der Umgebung forteilt. Aus der sagenerzählenden kleinen Gesellschaft flieht er in die Nacht hinaus. Erst am folgenden Abend kommt er heiß, verstört, unsicheren Ganges wieder zurück. Es folgt in der

---

[1]) Vergl. Boerschel a. a. O., S. 138 f.

[2]) Vergl. „Ekkehard“, Kap. 16.

Kapelle der letzte Aufschrei des gequälten Herzens und bald die zweite Flucht, aber jetzt weit hinaus in die Ferne, in die Alpen, zur Einsamkeit des Wildkirchleins.

Scheffel weilte schon Anfang September in der Schweiz,[1]) beim Wildkirchlein und schrieb dort die letzten Kapitel seiner Erzählung, aus denen ein ganz anderer Ton klingt, als in den vorhergehenden.

Und nun erst, wo das Schicksal schon bei beiden das entscheidende Wort gesprochen — für Scheffel durch Emmas Hochzeit, für Ekkehard durch die „Verstoßung und Flucht" — finden wir beim Dichter und seinem Helden auch das ganze Aufbieten der jugendlichen Kraft, um das lähmende Leid abzuschütteln, um aus dem Dunkel und dem Sturm des Schmerzes Glück und Ruhe wieder zu gewinnen.

„Nimm du mich auf, mein Herz will Ruhe,"[2]) ruft sein Ekkehard, als er sich in den vom Mondlicht umzitternden Alpensee stürzt. „Nimm du mich auf, mein Herz will Ruhe," ist des Dichters Bitte an die Mutter Natur, als er mit kranker Seele in ihrer friedlichen Stille Genesung sucht.

Die Noten des Romans, welche sich auf das Liebesverhältnis Ekkehards zur Herzogin beziehen, mögen manchem unbefangenen Leser als wirkliche Beweise für ein solches erscheinen. Sie sind es keineswegs. Auch nicht ein stichhaltiger Beleg läßt sich dafür bringen.

So bestätigt die Anmerkung zu Note 28 („Da hob sich unter den jüngeren einer und erbat das Wort. Sprecht Bruder Ekkehard, rief der Abt") nicht Ekkehards Auftreten vor den im Kapitel versammelten Mönchen. Sie gibt nur die Beschreibung des Chronisten von seiner Anmut und Beredsamkeit.

---

[1]) Vergl. den Brief von Scheffels Mutter an Schwanitz, Sept. 1854.
[2]) „Ekkehard", Kap. 22.

Die Stelle der C. S. G., welche sie bringt, hat mit der Herzogin und einer Kapitelversammlung garnichts zu tun. Die Fürstin hat den Quellen zufolge nie darum gebeten, das Innere des Klosters zu sehen. Eine Beratung über die Zulässigkeit des Besuches fand nicht statt, und Ekkehard hat jene sophistisch raffinierte Bemerkung, die eine Beobachtung der Regel nach dem Wortlaut, nicht nach dem Geiste durchblicken läßt, auch nicht machen können.

Die Beobachtung [1]) der Herzogin beim Einzug ist auch mit einer Note versehen. Aber diese Bemerkung über Ekkehards äußere Erscheinung hat nach der Quelle nicht sie, sondern Otto II. gemacht. [2])

Welchen Zweck Note 68 [3]) hat, ist schwer einzusehen. Sie gibt nur einen deutschen Ausdruck lateinisch wieder. Sie kann den Leser zu dem Irrtum führen, Ekkehard sei wirklich an diesem Tage Vorleser gewesen, und die ganze Szene habe eine historische Grundlage.

Note 69 könnte glauben machen, der Mönch habe wirklich die Geschmacklosigkeit gehabt, den Psalm: „Eructavit cor meum verbum bonum" zu gebrauchen, um Hadwig eine Huldigung darzubringen. Keineswegs. Der Vorfall kann dadurch nicht bewiesen werden, weil er eben garnicht stattfand. Einen Beleg

---

[1]) „. . . . dieweil sie sich in seinen Armen wiegte, gedachte sie leise: „Fürwahr, noch keinem hat St. Benedikts Kapuze anmutiger gesessen als diesem"."

[2]) C. S. G. X., 89. „Erat hic facie adeo decorus, ut inspicientes, sicut Josephus de Moyse scribit, gratia sui detineret. Ut Otto Saxonicus rufus de illo: Nemini unquam, ait, Benedicti cucullа decentius insederat."

[3]) Das Amt des Vorlesers vor dem Imbiß stund in dieser Woche bei Ekkehard. . . .

gibt die Note nur für den althochdeutschen Wortlaut und ist lediglich von literarhistorischem Interesse.

Note 77[1]) hat mehr Wert. Die Bemerkung kann aber nur nachweisen, daß, wie schon erwähnt, Ekkehard als Pförtner am Tage vorher mit der Fürstin gesprochen und eingewilligt habe, als Lehrer zum Hohentwiel zu kommen.[2])

Einen sehr zweifelhaften Dienst tut Note 180.[3]) Sie wird manchen Leser glauben machen, Hadwig habe jenes Kleinod wirklich ihrem Lehrer geschenkt und die Szene sei so oder ähnlich verlaufen. Nein, sie ist Scheffels freie Erfindung. Jene lateinische Note spricht nur von dem Schutze, den die Reliquie gewähre und steht mit der Herzogin oder mit Ekkehard in durchaus keinem Zusammenhange.

Note 243 weist auf einen Passus in der Chronik hin, der das heftige Wesen der Herzogin charakterisiert, aber von einem Gespräch in der Kapelle ist überhaupt nicht die Rede, geschweige denn von einer so leidenschaftlichen Szene.

Kurz, man kommt bei einer Prüfung der Noten bald zur Einsicht, daß die „tiefsinnige" Bemerkung Scheffels: „Unbekanntes imponiert, Erkenntnis führt auf den wahren Wert, der meist geringer ist als der geahnte"[4]) — durch die An=

---

[1]) Würdet ihr mich das Lateinische lehren. . . .

[2]) Haec sanctum Gallum vidua orandi aliquando petiverat causa; quam Purchardus abbas festive susceptam, utique neptim, donis cum prosequi pararet, ipsa se alia dona nolle ait, praeter Ekkehardum sibi doctorem, se Duellium ad tempus concederet. Nam cum portanarius esset, de voluntate ipsius ipsa cum eo pridie secreta condixerat. Quod dum abbas. . . ." C. S. G., X., 90.

[3]) An seidener Schnur trug sie ein goldgefaßt Kleinod um den Hals, das zog sie aus ihrem Busen; es war ein Kristall, der einen unscheinbaren Splitter barg. . . ."

[4]) „Ekkehard", Kap. 4.

merkungen, soweit sie zur Bestätigung der Liebesgeschichte zu dienen scheinen, eine passende Erläuterung findet.[1])

Obschon nun Motiv und Konflikt unhistorisch sind, so hat Scheffel das Aufkeimen, das Wachsen und den Kampf der Leidenschaft psychologisch richtig durchgeführt. Ekkehard hat darum auch eine gewisse relative Wahrheit, die er von der Seele des Dichters empfangen. Diese Liebe könnte, wenn der Held selbst historisch richtig geschildert wäre, sich auch tatsächlich in jenem Jahrhundert so entwickelt haben. Daß Scheffel dem Helden Züge beilegt, die der historische Mönch nicht hat, daß er ihn eine weniger mannhafte Rolle spielen läßt, als Ekkehard tatsächlich gespielt hat, daraus kann man dem Dichter vom künstlerischen Standpunkt aus wenigstens keinen allzu scharfen Vorwurf machen, mag man nun das Problem gern oder ungern im Roman dargestellt wissen. Ein Fehler ist es freilich, daß Scheffel den historischen Charakter des Helden geändert hat und zwar zum großen Nachteil des Mönches, aber man wird auch beachten müssen, daß erstens Ekkehard zwar eine geschichtliche, aber doch keine geschichtlich bedeutende Persönlichkeit ist. Viele der gebildeten, ja selbst der gelehrten Leser des Romans mögen, wenn ihre Studien sie nicht gerade in das betreffende Gebiet geführt haben, kein scharf gezeichnetes Charakterbild vom historischen Ekkehard II. haben. Ferner ist ein Charakter mit den Zügen, die den Konflikt herbeiführen, wenn auch gewiß nicht typisch, doch immerhin denkbar: ein Charakter mit dem träumerischen, weichen, unentschlossenen Wesen, das ihn in kritischen Momenten fast unbeholfen erscheinen läßt, dem Pflichtgefühl, das stark genug ist, seine Leidenschaft lange zurückzuhalten, aber zu schwach, energisch mit ihr zu brechen. Und ein solcher Charakter in solchen Verhältnissen mußte in eine ähnliche

[1]) Vergl. Noten im historischen Roman S. 110.

Lage geraten wie der Ekkehard des Romans. Scheffel hat Motiv und Konflikt an sich in durchsichtiger Selbstverständlichkeit klargelegt und mit dramatischer Kraft entwickelt.

Anders ist es bei der Lösung des Problems, beim letzten Teil des Romans. Hier fehlt die Wahrscheinlichkeit und Anschaulichkeit. Nach der Katastrophe führt der Dichter seinen Helden in die Einsamkeit der Natur. Dort läßt er ihn von der tiefen Wunde gesunden, die ihm der Kampf auf dem Hohentwiel geschlagen. Der Weg führt den Mönch zum Leutpriester in Radolfzelle. Ihm klagt er sein Leid und schließt: „Ach, daß ich in der Wüste ein Hüttlein der Wandersleute haben könnte, so wollte ich mein Volk verlassen und mich von ihnen absondern, denn sie sind Lügner und treulos zusammen.“ [1])

Und der Freund meint: „Hast recht .... Der heilige Gallus hat's ebenso gemacht. „In der Einsamkeit will ich verharren und auf den warten, der meine Seele gesund machen soll;“ er wär vielleicht kein Heiliger geworden, wenn er anders gesagt und getan hätte. Verbeiß deinen Schmerz. Wenn der Adler siech wird und seine Augen dunkeln und seine Federn zergehen wollen, steigt er himmelan soweit ihn seine Schwingen tragen. Sonnennähe verjüngt. Tue desgleichen. Ich weiß dir ein gut Plätzlein zum Gesunden.“ [2]) Er weist ihn zum Säntis. „Geh mir nicht ins Kloster zurück,“ sprach er beim Auseinandergehn, „daß dich das dumme Gerede nicht umbringt. Spott schadet mehr als Strafe. Es gehört dir ein Denkzettel, aber die frische Luft soll ihn dir bringen, die hat ein Recht dazu, die andern nicht.“ [3])

Scheu und heimlich mit bitterer Empfindung schleicht Ekkehard nächtlich an St. Gallen, der früheren Heimat, vorbei zur Höhe des Säntis. „Die Pracht der Gebirgswelt vermochte

---

[1]) „Ekkehard“ Kap. 22. [2]) Ebenda. [3]) Ebenda.

nicht, ein Gefühl von unendlichem Weh zu bannen. Einsam und gottverlassen stand er auf der jachen Höhe."[1]) Das Kreuz am Felsen, im Lichte der scheidenden Sonne, tröstet ihn. „So lang das Kreuz am Felsen steht, werd ich nie ganz verlassen sein!"[2])

Den Sennen predigt er von der Natur, die sie Gott nahe bringe. Die Worte seiner Predigt hat er in keinem Kirchenvater gelesen, sie lauten schier „ketzerisch".[3]) Sie entströmen seinem Munde zum eigenen Verwundern.

Noch braust der Sturm. Noch einmal branden die Wogen im Seelenkampfe in aller Wucht empor, so daß selbst der Körper zu unterliegen scheint.

Da kommt die geistige Genesung während körperlicher Krankheit.

Jetzt sind die Stimmen und Phantasmen fort. Nun ist sein Denken nur noch ernst, nicht bitter. „Ich habe von den Bergen was gelernt, sprach er zu sich selber, . . . der Mensch muß von Stein werden, wie der Säntis und kühlenden Eispanzer ums Herz legen, kaum der Traum der Nacht soll wissen, wie es drinnen kocht und glüht."[4])

Der große Schmerz in ihm, der noch zur Aussprache drängt, macht ihn zum Dichter des Waltharíliedes. In den lateinischen Vers Virgils gießt er die Gestalten der Sage. Das vollendete Werk sendet sein Pfeil der Herzogin.

Nun zieht er in die weite Welt. „Er hat den hohen Twiel nimmer gesehen, auch sein Kloster St. Gallen nicht. Er hat sich zwar überlegt, ob er nicht bußfertig wieder eintreten wolle . . . Aber ihm fiel ein Sprichwort seines alten Alpmeisters ein: „Wenn einer lang Senn war, wird er nimmer

---

[1]) „Ekkehard" Kap. 22. [2]) Ebenda. [3]) Ebenda.
[4]) „Ekkehard" Kap. 23.

gern Handbub.“ [1]) Es würde Knechtschaft bedeuten, nachdem er frei geworden. „So lebt er, ein stolzer, trotziger in sich gekehrter Mann“ am Hofe der Sachsen als des Kaisers Kanzler und Erzieher seines jugendlichen Sohnes. „Sein Rat galt viel in des Reiches Geschäften.“ [2])

Das ist eine Lösung, die in moderner Weise vor sich geht. „Von der Finsternis, die bekanntlich über dem Mittelalter lastete,“ ist hier „nichts wahrzunehmen“. [3]) Im Gegenteil, es zeigt sich eine Aufgeklärtheit des 18. und 19. Jahrhunderts. Ekkehard emanzipiert sich von den Anschauungen, in denen er aufgewachsen, in denen er bislang mit seiner Mitwelt gelebt, er verläßt die Atmosphäre, in der er seine Jugendjahre zubrachte. Nach der geänderten Ueberzeugung binden ihn die Gelübde nicht länger.

Vorbereitet wird dieser Bruch mit der Vergangenheit schon im sechsten Kapitel: „Moengal.“ Der Leutpriester ist längst über seinen früheren Standpunkt hinausgewachsen und erklärt dem jungen Mönch, der sich auf der Reise zum hohen Twiel befindet, was bei ihm solche Aenderung der Sinnesart [4]) geschaffen: „Die Zeit und wachsende Erkenntnis.“ [5]) Dem jungen Moengal, Bruder Marcellus, freilich, war einst die ganze Welt keinen Gründling wert, er hat gewacht und gebetet und studiert nach Herzenslust.“ [6]) Aber dann entdeckte er, daß in diesem System ein Fehler stecke, und es hielt ihn nicht mehr in den engen Mauern. Er war froh, daß ihn der Abt auf Jahresfrist zur Radolfszelle hinausschickte. „Der Bruder Marcellus kam nimmer heim.“ [7]) „Heimweh nach des Klosters Stille und Wissenschaft“ [8]) hat er nie verspürt. Derb und deutlich, flammenden Auges, verneint er Ekkehards Frage darnach.

---

[1]) „Ekkehard“ Kap. 25. [2]) Ebenda. [3]) Ebenda, Kap. 1.
[4]) Ebenda, Kap. 6. [5]) Ebenda. [6]) Ebenda. [7]) Ebenda. [8]) Ebenda.

Der junge Zuhörer versteht Moengal nicht und läßt sich auf seine Herzensergießungen nicht näher ein.[1])

Erst später nach der Flucht vom hohen Twiel folgt er den Worten und dem Beispiel des Leutpriesters, auch er bricht mit seinen früheren Ansichten und den sozialen und religiösen Anschauungen seiner Zeit. Auch er bleibt seinem Kloster fern. Hier trägt Scheffel seine Ansichten vom Klosterleben in die Gestalten des Romans hinüber. Er verliert den Standpunkt jener Zeit aus den Augen. So wie sein Moengal dachte man im 10. Jahrhundert nicht über das Mönchtum. Seine und seines jungen Mitbruders Handlungsweise hätte jene Zeit, die von einer Relativität der Sittlichkeit, vom Rechte der Persönlichkeit wenig wußte, als Treubruch angesehen. Und so bequem und einfach, wie sich hier im Roman das Fernbleiben vom Kloster abwickelt, wäre es wohl kaum zu jener Zeit möglich gewesen.

Der Roman klingt aus in dem Bericht, daß der aufgeklärte Ekkehard später an den Hof der Ottonen kam, daß dort sein Rat viel in des Reiches Geschäften galt, und daß die Kaiserin Adelheid ihm ihre volle Hochachtung zuwandte.

Ja, wie hätte der Ekkehard des Romans das wohl fertig gebracht?

Otto I. beteuerte nach den C. S. G., daß er seine Krone zerbrechen werde, wenn das notwendig sei, um St. Gallen mit den Unterstützungen, (solatiis) den Mitteln zur strengen Beobachtung der Regel zu versehen.[2]) Wie würde er wohl einen Mönch, der sein Kloster unter solchen Umständen verlassen, empfangen haben? — Nun, Scheffel überläßt es denn auch dem Scharfsinn des Lesers, auszudenken wie Ekkehard sich hier aus

---

[1]) „Ekkehard" Kap. 6.

[2]) C. S. G. XI, 118 „Prius se coronam suam confracturum; quam monachos Sti. Galli absque solatiis, quibus regulam exsequi possint, dimissurum . . . ."

dem Dilemma zog: seine glücklich erworbene Aufklärung, seine „schier ketzerische" Gesinnung nicht zu verleugnen und überdies bei seiner Vergangenheit an einem streng gläubigen Hofe, der mit den Klöstern in engster Fühlung stand, solche Erfolge zu erzielen! Man mag ein gutes Stück Arbeit damit haben!

Der historische Ekkehard war allerdings am Hofe und zwar in einer sehr angesehenen Stellung, aber Scheffel macht die Tatsache eben dadurch in seinem Roman unglaublich, daß er seinem Helden einen unhistorischen Charakter gibt. Hier, am Ende seiner Erzählung versucht der Dichter wieder die Verbindung mit der Geschichte herzustellen. Die Liebesgeschichte und ihr Ausgang sollten eine Episode im Leben des Helden darstellen. Weil aber diese Einschiebung unhistorisch ausgeführt ist, will jetzt der Anschluß nicht gelingen. Und nun rächt sich der Mangel eines konsequent historischen Verfahrens. Scheffel scheint die Unebenheit gefühlt zu haben. Er spricht in ungewissen Ausdrücken: „Man hat später am Hof der sächsischen Kaiser viel von einem Ekkehard gehört." [1] . . . .

„Es ist unbekannt, ob dies derselbe Ekkehard war, von dem unsere Geschichte erzählt." [2] . . . . .

Wäre Scheffel klarer, treuer in der geschichtlichen Wiedergabe gewesen, so brauchte sich das weitere Schicksal des Mönches nicht in unbestimmtem Nebel zu verlieren. Diese Verschleierung bedeutet weniger das leise Verklingen am Ende eines Liedes, als eine Ausflucht, einen Notbehelf. Höchst unwahrscheinlich ist auch, daß der Ekkehard des Romans das Waltharilied gedichtet hätte. Scheffel meint, Ekkehard trage „einen großen Schmerz in sich, der ausgetobt sein" müsse, und so sei der Klostergelehrte zum Dichter geworden. Gewiß, aus tiefem Leid ist manches Lied geboren — unser Roman selbst ist ja ein

---

[1] „Ekkehard" Kap. 25. [2] Ebenda.

solches. In diesen Werken aber, die einem großen Schmerz ihr Dasein verdanken, reflektiert sich mehr oder weniger die elegische Stimmung des Künstlers, besonders stark dann, wenn er eine so empfindsame Natur ist, wie der Ekkehard des Romans. Im Waltharilied nun tritt das lyrische Element entschieden gegen das epische zurück. Ja, es wird fast ganz ausgeschaltet. Von der Liebe Leid und von stolzer und starker Entsagung ist nicht die Rede. Mit wenig Worten wird uns von der glücklichen Liebe der beiden Fürstenkinder erzählt; Beschreibung der Flucht und des Kampfes im Wasgenwald machen den Kern des Liedes aus. Scheffels Held würde einen anderen Ton angeschlagen haben.

Weitere Widersprüche und Unklarheiten finden sich. Wie ist Ekkehards Stellung zu seiner früheren Ueberzeugung eigentlich aufzufassen?

Beruf, Gelübde und religiöse Anschauungen seiner Zeit haben ihn in einen schweren Konflikt gebracht. Die Lieblosigkeit der Reichenauer Brüder, die rachsüchtige Empfindlichkeit eines eitlen Gelehrten mußte er in schweren Stunden bitter empfinden. Aber das alles erklärt nicht hinreichend Ekkehards Umwandlung.

Als am Morgen vor der Ungarnschlacht ihm die Herzogin das Schwert des Gemahls umhängt, als er in ihren Augen die Lockung liest: „Wirf ab die Scheu, dem Mutigen gehört die Welt",[1] da fällt sein Blick auf das dunkle Kreuz von Ebenholz, und die Erinnerung an seine Pflicht bringt die Stimme der Versuchung zum Schweigen. Und als Hadwig in jener feinen, stimmungsvollen Szene des 16. Kapitels einen letzten Versuch macht, Ekkehard an sich zu fesseln, ihm die Perle ihrer Hofgüter (und mehr als das) anbietet, da ist's die Erinnerung an sein Gelübde, die ihm die ernste Frage aufdrängt: „Und dann?"[2] Mit Ueberzeugung hält er an ihnen fest. Unmittel-

[1]) „Ekkehard" Kap. 14. [2]) Ebenda, Kap. 16.

bar vor der Katastrophe netzt Ekkehard halb in kindlichem Glauben, halb in Verzweiflung Haupt und Augen mit Wasser aus den Fluten des Jordan. Er sucht sich vor sich selber zu retten und sieht im Bruch der Gelübde eine drohende Gefahr.

Und nun, als Ekkehard genesen, als er in der Einsamkeit sein besseres Selbst wieder gefunden, da verpflichten ihn die Gelübde nicht mehr?

„Er hatte sich zwar überlegt, ob er nicht bußfertig wieder eintreten wolle, wie er von den Alpen niedersteigend den bekannten Mauern nahe gekommen war. Aber . . . . er ging vorbei.“ [1]) Diese Handlungsweise läßt sich nicht mit der früheren in Einklang bringen. Galt ihm einmal das Gelübde der Keuschheit als starke Fessel, die selbst der Sturm der Leidenschaft nicht beseitigte, warum dann nicht auch das des Gehorsams, das ihn nach St. Gallen zurückrufen mußte? Ekkehard mußte sich entweder durch beide oder durch keines der Gelübde gebunden fühlen. Oder, wenn geistige Umwandlung stattfand, hätte Scheffel sie uns anschaulich schildern müssen. Hier bleibt uns der Wechsel des Standpunktes ein Rätsel. Wir sehen nicht, wie das gekommen ist.

Weiterhin wogen alte und neue Ansichten bunt durcheinander.

Vom Freund wird ihm geraten, nicht mehr ins Ordenshaus zurückzukehren, und eben der Gründer, der große Patron dieses Hauses, wird ihm im selben Augenblick als ein empfehlenswertes Beispiel vorgeführt. Der ist selbst dem „hellen“ Moengal noch ein „Heiliger“. Man sollte meinen, der heilige Gallus müsse ein Vorwurf für ihre Handlungsweise und Gesinnung werden, oder er könne überhaupt keine Autorität mehr für sie bedeuten. Ekkehards Predigt auf dem Säntis schlägt einen

---

[1]) „Ekkehard“ Kap. 2 .

eigentümlich modernen, fast pantheistisch klingenden Ton an. Der Kultus der Natur scheint den Sennen empfohlen zu werden. Der Mensch, der mit rechtem Sinn zu Bergeshöhen steige, werde ein Verklärter, Säntis und Kamor nennt er Männer des alten Bundes. „Seine Worte waren groß und keck, und er wunderte sich, daß sie ihm so entströmten, denn es war schier ketzerisch, und er hatte in keinem Kirchenvater solch Gleichnis gelesen.“ [1])

Und doch, die Psalmen der Kirche, ihre Legenden, [2]) spielen noch in sein Denken, seine Ausdrucksweise, ja seine Gesinnung hinüber: „Heiliger Gallus, beschirme mich vor neuer Versuchung!“ [3]) ist sein erster Gedanke beim Anblick Benediktas.

Man mag das alles zu deuten suchen und auch herausfühlen, was Scheffel damit sagen will. Aber klar und frei von Widersprüchen wird die Sache nicht. Gewiß ist aber, daß dies Seelenleben nicht typisch ist für einen Charakter aus dem 10. Jahrhundert.

Dagegen ist es außerordentlich interessant, gerade in diesem Wogen und Schwanken ein Spiegelbild aus dem inneren Leben des Dichters wiederzufinden. Es ist ein Reflex der Kämpfe, die sich in eben dieser Zeit in Scheffels Seele abspielten. Wie bei ihm alte katholische Anschauungen und neue Ideen miteinander rangen, ohne eine klare entschiedene, abgeschlossene Stellungnahme, so fehlt auch bei Ekkehard die ruhige Bejahung und Verneinung.

Um hier die starke Vermischung des Subjektiven mit dem Objektiv-Historischen im Roman zu verstehen, wird ein näheres Eingehen auf Scheffels Stellung zur Religion notwendig sein.

Scheffel gehörte einer gläubigen katholischen Familie an. Der kernige Alban Stolz war ihr nahe verwandt. Beziehungen

---

[1]) „Ekkehard“ Kap. 22. [2]) Ebenda. [3]) Ebenda.

der Familie zum Benediktinerorden lassen annehmen, daß ein positiver Glaube schon durch Generationen hindurch zu finden war. Auch Scheffel war im Grunde genommen eine tief religiöse Natur. Das zeigen seine Briefe und seine Gedichte. Immer wieder läßt ihn die Natur in ihrer Pracht aufjubeln zum Schöpfer all der Herrlichkeit:

„Die Himmel verkündigen Gottes Lob,
Seine Hand ist's, die unser Erdlein wob,
Laut sagt ein Tag es dem andern.“ [1])

„Trink ich hier nicht mit vollerem reinerem Zug
Der Sonne Goldstrahl, des Himmels Blau,
Der Tanne balsamischen Harzduft?
Und wächst die Seele nicht mächtig heran?
Fühl ich nicht, wie im einsamen Zwiespruch mit Gott
Sie täglich erstarkt,
Wie sie in des wachsenden Schmetterlings Weise
Mit Flügelzucken, ahnend und leise
An die Wände der Körperumschuppung rührt,
Fragend: „Heja, wann schweb ich empor,
Ein verjüngtes Geschöpf,
Empor in den Äther, entgegen dem Licht,
Frei und rein?“ [2])

---

[1]) Bergpsalmen S. 17. In diesen Vers verwebt Scheffel den wundervollen 18. Psalm:

Coeli enarrant gloriam Dei, et opera manuum ejus annuntiat firmamentum.

Dies diei eructat verbum et nox nocti indicat scientiam

Non sunt loquelae, neque sermones, quorum non audiantur voces eorum

In omnem terram exivit sonus eorum et in finis orbis terrae verba eorum. . . .

[2]) Bergpsalmen, S. 44. Vergl. auch die stimmungsvolle Elegie „Am Traunsee“.

Und ich spürte der Schöpfung wärmeren Odem,
Und wie mit Stimme des lächelnden Kindes
Sprach es in mir nach der Eisfeldbefahrung:
Gott ist das Leben,
Gott ist die Liebe.“ [1])

Ein Umschwung in den Anschauungen des von Hause aus katholischen Dichters trat in den Studienjahren ein.[2])

Nach seinen Briefen hat sich Scheffel schon etwa 1845 vom katholischen Glauben abgewandt:

Am 9. November 1845: „Mit meinem Christentum habe ich abgerechnet und den Dogmenglauben freilich über Bord geworfen; die Sittenlehre aber — man mag sie nun christliche oder rein menschliche nennen, was ja das letzte Ziel für uns sein muß, will ich festhalten und hierin nicht nach absoluter Freiheit streben.“ [3])

In Schwanitz Album S. 46: „Wie nach Verlust des religiösen Glaubens das Sittengesetz noch unverändert fortbesteht“. . [4])

Dies klingt freilich, als sei Scheffel über Katholizismus, Christentum, ja jeden positiven Glauben schon hinaus. Doch Briefe aus späteren Jahren [5]) zeigen wieder, daß er an einen über Welt und Schicksal gebietenden persönlichen Gott, den

---

[1]) Bergpsalmen S. 66.

[2]) In etwa läßt sich der Prozeß in den Briefen an Schwanitz verfolgen. So besonders S. 21, 28, 34, 47, 89, 175, 257. Für die Ansicht Prölß' die Scheffel als Jünger der pantheistischen Weltanschauung bezeichnet, kann ich keine genügenden Beweise finden.

[3]) Schwanitz a. a. O. [4]) Ebenda.

[5]) An Emma Heim (bei Boerschel) am 2. April 1868. „Trost ist nur durch Ergebung in Gottes Willen . . . zu finden.“

An dieselbe 7. Januar 1870: „Gottes Wege sind nicht diejenigen, die des Menschen Kurzsicht wünscht und begreift.“

An A. v. Werner 1883: (Aus Pilz: Dichter der Gegenwart, S. 156) „Gottes Wege sind nicht unsre Wege! Es geschieht

Vergelter der Taten glaubt oder zu diesem Glauben zurückgekehrt ist.

Wie es aber jetzt in des Dichters Seele wogte, zeigt ein Brief an den Freund,[1]) mit dem er wohl am offensten über seine Ansichten sprach:

„Der Katholizismus, wenn man ihn mit gläubigem Eifer und Hingebung erfaßt, nistet sich auch mit durchdringender Kraft im Inneren ein und faßt mit seiner nicht zu leugnenden Poesie und großartigen Anschauungen des ganzen Lebens den Menschen total, — sodaß ein einmaliger Entschluß, ihn abzuschütteln, nicht genügt. Mancher hat sich ausschließlich durch Feuerbach bewegen lassen, seine katholischen Ansichten aufzugeben. Das reicht nicht hin — man muß das ganze Rüstzeug der modernen Wissenschaft und Kritik vornehmen, um sich vor der Rückkehr des Alten zu sichern, denn sonst kann man wohl den Stamm abschneiden, aber die Wurzeln sitzen noch fest und treiben

---

manches, was dem Herzen Wunden schlägt, und was wir nur ungern fassen und tragen. Mit deinem warmen, liebevollen Gemüt magst du in des guten Kindes Tod schwer dich fügen — aber; der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sei gepriesen."

Ferner in einem Briefe an eine befreundete Schweizer Familie (Frey a. a. O.) vom 22. Jan. 1884: „Gott wird ihr vergelten, was sie den Ihrigen und den vielen Leidenden, die dort Heilung suchten und fanden, Gutes getan."

An Schwanitz am 8. Juli 1884: „Wir sind aber alle nur Pilger auf diesem Planeten und gehen schließlich denselben Weg, dessen Ziel wir ahnen, aber nicht kennen. Gott gebe dir Stärke und Trost. . ."

Als ein Bekenntnis der innersten Überzeugung sind doch wohl diese Stellen anzusehen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß eine so offene Natur wie die Scheffels, um Worte verlegen, nach Phrasen greifen sollte, um Personen zu trösten, die ihm nahe stehen. Zumal Schwanitz gegenüber, der seine religiöse Stellung kannte, ist das kaum denkbar.

[1]) Bei Schwanitz a. a. O. 27. März 1846.

nach kurzer Zeit wieder überall Sprossen. Man vergißt die Gründe, die man früher dagegen hatte, alte Erinnerungen werden wieder mächtig — und wenn an Stelle der früher ausgetriebenen keine neue Ansicht fest aufgebaut steht, so finden die Erinnerungen immer weniger Widerstand, bis man wieder katholisch ist, ohne zu wissen wie. In mir selbst hat's auch so mannigfach herumgespukt, eh' ich mir einigermaßen klar geworden bin." Daß er aber weder Klarheit noch Ruhe fand, zeigt ein Brief vom 21. Juli 1851.

„Ich habe mich an die alte Mutter Natur zurückgewendet und pflege im Tannenwald und auf Bergeshöhen einen still innerlichen Kultus." (Vergl. Ekkehards Predigt auf dem Säntis.) Dem Menschen der Gegenwart, dem neben dem Christentum auch das Vaterland abhanden gekommen ist, fehlt wirklich unendlich viel — fast zu viel, um nur eine Stunde gesund sein zu können." [1]) Und zwei Jahre später, unmittelbar bevor er seinen „Ekkehard" begann, schrieb er: „Es gibt Stimmungen und Strömungen im Herz, deren man sich selber nicht klar wird." [2])

Das war die Verfassung, in der Scheffel an die Ausarbeitung seines Romans trat. Wie sehr gerade unser Dichter von seinen Stimmungen beherrscht wurde, ist bekannt. Im „Ekkehard" machen sie sich in einer verhängnisvollen Weise geltend.

* * *

Und nun zur zweiten Gestalt des Romans, der Herzogin. Was für ein Bild geben uns die Quellen von ihr?

Hadwig war die schöne, temperamentvolle Enkelin des ersten Sachsenkaisers.[3]) Heinrich, der stolze Herzog von Bayern,

[1]) Bei Schwanitz, a. a. O. [2]) Ebenda, Oktober 1853.

[3]) Heinrich I., G. Mathilde.

Otto I., G. Adelheid.	Heinrich I. v. Bayern, G. Judith v. Bayern.		
Otto II., G. Theophano.	Heinrich II., der Zänker.	Gerberga, Äbt. v. Gandersheim.	Hadwig v. Schwaben.
Otto III.	Heinrich III., als dt. Kaiser H. II.		

und Judith, die Tochter des Pfalzgrafen Arnulf, waren ihre Eltern. Kindheit und Jugend der Herzogin waren von den heftigsten Stürmen umbraust. Herzog Heinrich war königlichem Stamme entsprossen. Das Gefühl der Kraft, hochstrebender Sinn und brennender Ehrgeiz verlockten ihn, den Zweitgeborenen, nach der glänzenden Krone des deutschen Reiches zu streben. Verrat am Herrn, Krieg mit dem König, Zwietracht mit dem Bruder waren die Folge. Nach langem Kampfe wurde endlich der Empörer bezwungen. Jetzt rang sich Heinrichs bessere Natur durch. Er beugte sich vor dem Recht des Älteren, und eine Umwandlung, wie sie nur bei edelsten Charakteren möglich ist, trat ein. In unentwegter Treue stand er nun zum Bruder, der ihm mit Vertrauen entgegenkam. Es war, sagt Giesebrecht, als sei Deutschland von beiden zusammen regiert. — Dem hochstrebenden Herzog ebenbürtig war seine Gemahlin. Es war Judith, die Tochter Arnulfs von Bayern, glänzend durch Geist und Schönheit. Auch Judiths Vorfahren hatten einst stolz der kaiserlichen Oberhoheit getrotzt. Nun war ihrem Hause das Land genommen. Dem Sachsen Heinrich war es verliehen. Aber mochte seine Gemahlin auch eine Fürstin aus dem alten Hause sein, das Volk der Bayern war unzufrieden. Unterstützt und geleitet durch Judiths Brüder, brach eine Empörung aus. Auf den Krieg mit dem Bruder folgte der mit den Schwägern und den Untertanen. Mit Weib und Kind wurde Herzog Heinrich vertrieben. Es wurde zwar die Ordnung wieder hergestellt, aber es dauerte nicht lange, und der Tod nahm den noch jungen Herzog nach friede- und ruhelosem Leben in sein stilles Reich.

Für den unmündigen Sohn führte die herrschgewandte Mutter kraftvoll die Regierung. — Das war der Stamm, dem Hadwig entsprossen und die Zeit, die ihr den Stempel aufdrücken mußte.

Wo sie ihre Jugend verlebte, ist nicht anzugeben. Die „Badenia" meint, sie sei am kaiserlichen Hof von ihrer Großmutter Mathilde erzogen worden und habe dann etwa in Gandersheim klassische Studien betrieben. Es ist gewiß eine ansprechende Vermutung, daß Mathilde die Tochter ihres Lieblings Heinrich bei sich zu haben wünschte. — Gandersheim stand unter besonderem Schutze des Kaiserhauses. Eine Schwester Hadwigs, die hochgebildete Äbtissin Gerberga, leitete es, und es wäre nicht zu verwundern, wenn auch Hadwig dort einige Jahre zugebracht hätte. Damals entfaltete gerade Hrotsvitha ihr Talent in so eigenartiger Weise.[1])

Noch ein Kind, wurde Hadwig mit einem griechischen Prinzen, wohl mit Konstantin Porphyrogenitus, dem späteren Kaiser Romanus II. verlobt[2]) und schon durch Eunuchen im Griechischen unterrichtet. Aber, so berichten d. C. S. G.,[3]) die kleine energische Fürstin verschmähte den Griechen und verzog, als ein Künstler ihr Bild malen wollte, voll Haß gegen die Hochzeit das Gesicht. Aus der Verbindung wurde nichts. Später führte sie Herzog Burkhard II. von Schwaben reich ausgestattet als Gattin heim.[4]) Ihr gewöhnlicher Aufenthalt war der hohe Twiel. Hier herrschte sie, eine außerordentlich schöne Frau, weit und breit gefürchtet wegen ihrer herben

---

[1]) Vergl. Köpke, Ottonische Studien, S. 35, 36 ff.

[2]) Vergl. Meyer v. Knonau a. a. O., S. 139 n. 4. [3]) X., 90.

[4]) Im Jahre 955 starb Hadwigs Vater, fand die Schlacht auf dem Lechfelde, die Belehnung Burkhards mit Schwaben und wahrscheinlich auch seine Vermählung mit Hadwig statt. Vergl. Meyer v. Knonau, S. 137 n. 3 und S. 138 n. 1 und

Widukind v. Corvey. Waitz. Hannoverae 1882: Rerum gestarum Saxonicarum:

Sextam et septimam (legionem) construxerunt Suavi quibus prefuit Burchardus cui nupserat filia fratris regis.

Strenge.[1]) Ihr heftiges Temperament teilte Hadwig mit vielen Gliedern der Familie, das in einzelnen Zügen an die kraftvollen Gestalten der Nibelungensage erinnert. In jeder Beziehung Judiths würdige Tochter erlangte Hadwig bald unbeschränkten Einfluß auf den Gemahl und die Herrschaft über das Land.

Einst, so berichten die C. S. G., kam Hadwig nach St. Gallen, um dort am Grabe des Ordensstifters zu beten. Statt aller Geschenke bat sie sich Ekkehard zum Lehrer aus, um mit ihm die lateinischen Klassiker zu lesen.

Im Jahre 973 starb ihr Gemahl Burkhard. Die Fürstin hatte gehofft, seine Nachfolgerin in der Herzogswürde zu werden. Aber es war das wohlberechnete Bestreben der sächsischen Kaiser, die Herzogtümer mit Fürsten ihres Hauses zu besetzen, und die Interessen der Herzöge mit denen der Kaiser aufs engste zu verknüpfen. Hadwig hätte sich zum zweiten Male vermählen und die Herzogsgewalt mit dem Gatten teilen und auf die Söhne vererben können. So ließ man jetzt die Gelegenheit nicht vorübergehn, mit der erledigten Würde Otto, den Sohn Ludolfs und Vetter Otto II., zu belehnen. Hadwig behielt den Herzogstitel und die Erbgüter ihres Mannes, aber keine staatsrechtlichen Befugnisse, noch weniger jemals das Amt eines Reichsverwesers, wie die C. S. G.[2]) meinen. Wenn Ekkehard IV. dagegen erzählt, daß Hadwig mit Adelheid auch in Reichsangelegenheiten ihre Hand im Spiele gehabt, so mag das in einzelnen Fällen zutreffen. Ihre nahe Verwandtschaft mit dem Kaiserhause, ihr lebhafter Geist und ihre Herrschernatur sprechen dafür. Dem Kloster St. Gallen war sie eine besondere Gönnerin. Sie veranlaßte die Berufung Ekkehards II. an den Hof und schenkte dem Ordenshaus kostbare Bücher und Paramente, z. B. eine herrliche Albe, die mit eigentümlichen

---

[1]) C. S. G. X, 90. [2]) X, 95.

figürlichen Darstellungen geschmückt war. Die Bilder stellten, mit Gold eingestickt, die Vermählung der Philologie und des Merkur nach Martianus Capella dar. Auch mit Ländereien[1]) gedachte die Fürstin St. Gallen zu beschenken. Man war bereits zur abschließenden Beratung zusammengekommen. Hadwig wünschte, daß ihrem Lehrer Ekkehard die Sorge für jene zu schenkende Besitzung anvertraut würde. Dagegen machte man von Seiten der Mönche noch Schwierigkeiten. Da wurde es der ungeduldigen Herzogin zuviel; sie sprang ärgerlich auf, die Beratung wurde abgebrochen, und von der Schenkung war nicht mehr die Rede; denn Hadwig schwur, („beim Leben der Hadwig" war dann ihre Ausdrucksweise) nun nie wieder etwas von jener Sache hören zu wollen. Und dabei blieb es.

Wie gütig und mütterlich aber die Fürstin trotz aller jähen Heftigkeit sein konnte, zeigt die liebevolle Aufnahme, die der kleine Klosterschüler Burkhard bei ihr fand. Sie gab ihm, wenn sie freie Zeit hatte, Unterricht im Griechischen und entließ ihn mit wertvollen Büchern, so mit einem Horaz. Noch zur Zeit Ekkehard IV. befanden sie sich in der Klosterbibliothek.

Die tiefe Frömmigkeit, welche die sächsischen Kaiser und ihren Hof auszeichnete, besaß auch Hadwig. Eine Stelle der C. S. G. beweist sogar, daß sie auf dem Hohentwiel klösterliche Gewohnheiten zu beobachten pflegte. Sie hatte nämlich schon zu Lebzeiten des Gemahls[2]) ein Kloster auf dem Berge ge-

[1]) Es handelte sich um Saspach nach d. C. S. G. XI, 120, vergl. aber M. v. Knonau, S. 180.

[2]) Vergl. Stälin a. a. O., „Schwäbische Klöster", S. 589 und C. S. G. X, 94.: Altera dein die, cum diluculo, ut sibi solebant, silentium regulae, cuius et ipsa exactrix erat solllicita, de more persolvisset — nam iam monasterium in monte statuere coeperat — magistrum lecturae adiit. Das Kloster, das d. Chronik hier erwähnt,

gründet und beobachtete das Stillschweigen nach der Regel.[1]) Einundzwanzig Jahre nach dem Tode ihres Gemahls starb auch Hadwig (994).

Das ist die Herzogin im Lichte der Geschichte. Es fehlen hinreichende Gründe anzunehmen, daß Ekkehard IV. in wesentlichen Punkten die Zeichnung verfehlt. So lassen auch hier Ildefons v. Arx Giesebrecht, Stälin, die Badenia seine Ausführungen gelten. Wollte man die Linien, die uns die Geschichte von Hadwig gibt, vertiefen und weiter ausführen, so würde ein Charakterbild entstehen, das ganz seiner Zeit entspricht. Der Chronist gibt ihr scharfe, individuelle Züge. Die ehrerbietige Zurückhaltung eines Widukind v. Corvey,[2]) einer Hrotsvitha v. Gandersheim[3]) kennt er nicht. Er gibt ihr Bild so, wie es in der Erinnerung seiner Umgebung lebt. Wo jene vorsichtig verschweigen, was ihnen nicht gefällt, da gesteht Ekkehard IV. unumwunden sein Mißfallen ein. Er schildert sie edel, stolz aber herb, fast leidenschaftlich strenge.[4])

Nun zur Herzogin des Romans. Scheffel verleiht ihr mit der berechtigten Vollmacht des Künstlers die Herzogsgewalt, die

---

war schon zur Zeit Burkhards (des Herzogs) gestiftet worden. Als erster Abt wird Walfrid genannt, sein Nachfolger war Wazmann.

[1]) Vergl. Hattemer a. a. O. Benediktinerregel caput XLII.

[2]) Rerum gestarum saxonicarum.

[3]) Carmina de primordiis coenobii Gandersheimensis
Carmen de gestis Oddinis I. imperatoris.

[4]) Ein Vergleich der Charakteristik Hadwigs im Roman mit ihrem geschichtlichen Bilde macht es schwer, der Ansicht Engels beizustimmen: „Der Vorwurf, Scheffel habe sich nicht strenge an die Geschichte gehalten, ist töricht: Das soll ja der Dichter garnicht, und wo irgend eine Stelle im Ekkehard der Geschichte widerspricht, da kann man nur sagen: „um so mehr schade für die Geschichte" . . . „Alles Beste hat der Dichter aus dem Eigenen hinzugefügt." Ed. Engels Geschichte d. Literatur des XIX. Jahrhunderts, S. 234.

ihr die Ottonen versagten. Frauen mit fürstlicher Macht waren in jener Zeit nicht selten. Theophano leitete mit geschickter Hand die Regierung während der Minderjährigkeit Otto III., und auch die andern gekrönten Frauen der sächsischen Kaiser hatten auf Reichsangelegenheiten großen und segensreichen Einfluß.

Ein weiterer vergleichender Blick zeigt, daß Scheffel einen Hauptzug ihres Wesens: das leicht erregbare Temperament wiedergegeben hat. Aber in der Herzogin des Romans äußert sich die Heftigkeit in einem launenhaften, fast kindisch launenhaften, zerrissenen Wesen. Trotzig besteht sie auf Kleinigkeiten. Jeden Augenblick wechselt sie die Stimmung

Im ersten Kapitel finden wir die schöne Frau am Burgfenster ins Hegau hinausschauend. Sie ist heute, bestimmtem Naturgesetz zuwider, mit dem linken Fuß zuerst aus dem Bett gestiegen und hat nun „ihren Tag". — Das muß der würdige Herr Spazzo bald erfahren, der wohlgelaunt im neusten Gewande hereintritt. Auf seinen ehrerbietigen Bericht wird ihm, noch ehe er geendet, die Tür gezeigt. — Die erst auf den zweiten, „schärferen" Ruf erscheinende Praxedis erhält den Auftrag, zum Zeitvertreib den abgerichteten Staren zu bringen. Der hat einst die junge Herzogin am Hochzeitstag als Stern am Schwabenhimmel begrüßt, und heute möchte Hadwig das schmeichelnde Wort noch einmal hören. Mit lockender Bitte und süßem Kuchen versucht sie ihn. Aber der Star hat gerade „seinen frommen Tag" und läßt sich nicht darauf ein. Mit hartnäckiger Bosheit verharrt er in finsterer, feierlicher Stimmung und bringt die Herzogin in gar zu unglücklichen Zusammenhang mit den letzten Bitten des Vater unser: „Erlöse uns von dem Übel", „führe uns nicht in Versuchung".

Frau Hadwig findet das unverschämt, und daß der eigensinnige Schelm der verdienten Strafe, dem Tode durch die Burgkatze, entgeht, ist nur Zufall, nicht der empörten Herrin

Wille. Mit dem ungalanten, groben Vogel war also nichts anzufangen. Die schöne Frau tändelt nun mit ihren Kleinodien, schmückt sich und plaudert in leichter, anmutiger Weise über die in früheren Jahren geplante griechische Heirat. Plötzlich wär' ihr Spiel und Gesang ganz genehm, aber leider ist die Laute zu Grunde gerichtet. Zu sehr energischer Abwehr hat die impulsive Dame sie gebraucht, als ihr Graf Boso mit seinem Trost zu nahe kam, und Hadwig grad' nicht in der Laune war, ihn anzuhören. —

Das geht also nicht, sämtliche Saiten sind gesprungen, der Schmuck macht auch schon keine Freude mehr, und der Star ist fort. Nun gibts gar kein Mittel mehr gegen Langweile? Doch, Praxedis schlägt allerlei vor. Da findet Frau Hadwig das rechte, und die getreue Zofe erfährt den herzoglichen Entschluß und Befehl (besser: Einfall): „Praxedis, morgen reisen wir."

Das ist der Inhalt des ersten Kapitels: Frau Hadwig in den mannigfaltigsten Schattierungen von guter und schlechter Laune. Vom zweiten Frühlingsmonat darf man wirklich nicht mehr Abwechselung verlangen, als die Herzogin uns bietet. Nur eine Beständigkeit gibts. Jeder hat die Wirkungen ihrer Laune zu verspüren, mags nun Spazzo, Boso, Praxedis oder der Star sein. Dem einen weist sie die Tür, dem andern fliegt die Laute an den Kopf, der Star darf sich durch die Burgkatze fressen lassen, und die arme Praxedis ist keinen Augenblick vor einem neuen Einfall sicher.

Mit geschickter Hand hat Scheffel sein buntes Bild zusammengestellt. Er hat selten, fast nie das Unglück, seine Leser zu langweilen. Und diese Szene ist sogar künstlerisch harmonisiert, sie gibt die Exposition. Hadwigs Charakter zeigt sich uns in anschaulicher Weise. Wir können ahnen, was wir von einer solchen Frau zu erwarten haben. Aber diese Schilderung, so hübsch sie ist, paßt besser zum Aufbau einer Szene aus dem

ancien régime. Der Herzogin Betragen stünde einem Rokokodämchen garnicht übel. Wenn man nur das Kostümbild, — der ganze Inhalt kann bleiben — etwas veränderte: Das Zimmer in den heiteren Farben des 18. Jahrhunderts, im vergoldeten Käfig ein bunter Papagei, die Herzogin in heller Seide, die Sache wäre fertig. (Die Szene mit der Laute ist etwas mittelalterlich derb. Die Stelle des schweren Geschützes müßte schon ein zierlicher Fächer einnehmen.)

Dies graziöse, leichte, anmutige Spiel, dies Aufblitzen der Laune, dieser schnelle Wechsel der Stimmung, die dem Schmetterling gleich bald da- bald dorthin flattert, ist typisch für die Zeit des Barok und Rokoko. Schiller würde von den Frauen dieser Zeit sagen, daß bei ihnen die Anmut vorherrscht; bei den großen Frauen des Mittelalters finden wir in erster Linie Würde.

Der Eindruck, den wir zu Anfang des Romans erhalten, wird in den folgenden Kapiteln noch verstärkt. In St. Gallen verlangt Hadwig wie ein eigensinniges Kind Erfüllung ihrer Wünsche, ihrer Neugierde: „Ich will das Kloster sehen" [1]), „die Herzogin in Schwaben muß das Kloster sehen" [2]), „wenn „wir" es aber verlangen!" [3]) Die herzogliche Würde wird für jede Kleinigkeit hervorgeholt. Sie ist „scharf — spitz — spitzig", wenn jemand ihre weibliche Eitelkeit verletzt oder ihre Ungeduld nicht sofort befriedigt. Scheffel bietet uns Szenen voller Humor: Ekkehard naiv, harmlos, ungeschickt, sagt der Fürstin allerlei, was sie nicht gern hören möchte oder verschweigt, was sie hören will. Die Herzogin rächt sich an dem im Bewußtsein der Unschuld unbefangenen Lehrer, und schließlich steht der arme Mönch verblüfft über seine unberechenbare Schülerin da.[4]) Natürlich hat

---

[1]) „Ekkehard" Kap. 2. [2]) Ebenda. [3]) Kap. 4. [4]) Vergl. „Ekkehard", Kap. 8, 9 u. s. w.

auch die geschichtliche Herzogin ihr heftiges Temperament in den kleinen Vorfällen des täglichen Lebens[1]) bewiesen, aber nicht in dieser so oft lächerlich wirkenden Weise. Dies ist keine Fürstin mit großen, weit ausschauenden Plänen, mit reifem Verstande und Menschenkenntnis, kein Charakter, den der ernste Kampf des Lebens schon in der Jugend gestählt.

Die deutschen Fürstinnen jener Zeit stehen im Schmuck ernster Weiblichkeit und zarter Reinheit vor uns. Etwas Heiliges, glaubten die Germanen, wohne der Frau inne. Kein Umstand gibt das Recht, bei Hadwig eine unrühmliche Ausnahme anzunehmen. Im Gegenteil, die Beobachtung klösterlicher Regel deutet auf einen aszetischen Zug ihres Wesens hin. Scheffel verwendet den charakteristischen Umstand willkürlich in seiner Weise. Er meint im letzten Kapitel, daß die Herzogin später ein bescheidenes Kloster auf dem hohen Twiel stiftete und im frommen Witwenstande ein hohes Alter erreichte. — Nein, der Herzogin Sinn war schon früher, zu Lebzeiten des Gemahls,[2]) trotz fürstlicher Hoheit und blühender Jugend ernst und tief. Auch nicht ein Wort der C. S. G. beweist, daß ihr des Weibes schönster Schmuck: die unbefleckte Reinheit gefehlt habe.

Die Herzogin des Romans ist ganz anders. Weiß sie überhaupt, was sie will? Kommt es ihr garnicht zum Bewußtsein, daß sie, wie die Dinge nun einmal liegen, in Ehren für Ekkehard unerreichbar ist? Erhebt ihr weiblicher Takt gar keinen Einspruch, wenn sie dem fremden Manne so nahe kommt? Weckt selbst die zarte Zurückhaltung des Mönches nicht das bessere Empfinden der reinen Frauennatur?

---

[1]) Vergl. z. B. die Beratung über die Schenkung Saspachs, eine Szene, der auch ein Anflug des Komischen nicht fehlt. S. 56; vergl. ferner C. S. G. X. 90.

[2]) Vergl. S. 56.

Vielleicht läßt die Größe der Leidenschaft alle Bedenken zurücktreten? —

Nein. Tief ist Hadwigs Neigung gewiß nicht. Ihre Liebe ist kaum mehr als eine frivole Tändelei. Sie ist schnell erwacht und schnell erloschen. Jede kleine Demütigung wird empfunden und kleinlich gerächt. Die Schmähschrift Gunzos genügt, den bösen Keim der Geringschätzung in ihr Herz zu legen. Blind bleibt sie für den Wert, der unter dem blöden, unbeholfenen Wesen des Mönches verborgen liegt. Seine zarte Scheu war in ihren Augen Torheit, „das stille Weben und Träumen seiner Seele verstand die Herzogin nicht“. Es weckte in ihrem Herzen nichts als Verachtung. Vergebens warten wir auf eine Gelegenheit, die uns die Seelengröße der Fürstin enthüllen möge. Im Augenblicke der Not und Gefahr gibt sie den Mönch preis. Ja, wären die Mönche der Reichenau nicht Zeugen jenes leidenschaftlichen Gefühlsausbruches in der Kapelle gewesen, dann hätte sie „Ekkehards Kühnheit verzeihen mögen, sie selber hatte ja den Keim zu allem gelegt, was jetzt aufgewachsen war — aber jetzt war Ärgernis gegeben, das heischte Strafe. Scheu vor bösen Zungen hat schon manch Ding gewendet“.[1]) — Allerdings, sie hat den Keim zu allem gelegt, aber darum hat auch sie die Verantwortung für die aufgegangene Saat. Das gegebene „Ärgernis“ kommt auf ihre Rechnung, und sie hat die Schuld zu bezahlen. Wenn Scheu vor bösen Zungen jetzt ihre Handlungsweise bestimmt und sie den gequälten Mann, den sie einst seinem Frieden entrissen, preisgibt, dann handelt sie herzlos und feige, dann schätzt sie den Schein höher als die Keuschheit des Herzens und die Größe, die im ehrlichen Eingeständnis einer Schuld und der Übernahme ihrer Folgen liegt.

---

[1]) „Ekkehard“, Kap. 21.

Das ist nicht die Herzogin nach der Geschichte. Einer großen Leidenschaft wäre die historische Hadwig, die echte Tochter ihres heißblütigen Geschlechts, fähig gewesen, nicht aber einer solch herzlosen, erbärmlichen Tändelei. Wäre durch die Liebe ein Konflikt in ihr Leben getreten, es wäre ein Ringen gewesen, ähnlich dem des Vaters um Krone und Reich, ein Kampf auf Leben und Tod. Scheffel hat aus bestem Material, das ihm die Geschichte bot, eine mittelmäßige Figur geschaffen. Frau Hadwig, so urteilt Rich. M. Meyer mit Recht, hat gefährlich viel von dem zerrissenen Wesen einer modernen Romanheldin. — An pikanten Zügen fehlt es nicht. In bunten Farben schillert ihre Laune, und anmutig umstrahlt sie der Glanz der Herzogswürde und die äußere Schönheit des Weibes. Aber sie steht im Zeichen der Überkultur, sie hat manch unweiblichen und aufgeklärten Zug. Die historische Hadwig hat wie Judith nicht unweibliche, wohl aber große, kraftvolle Eigenschaften, und diese Größe, diesen stolzen Adel hat Scheffel nicht wiedergegeben. Ganz andere ästhetische Wirkungen hätten bei rechter Auffassung und Wiedergabe dieses großen Charakters erzielt werden können.

Auch ihr Bild ist wie das des Helden im Roman kein ganz einheitliches. Einzelne Züge widersprechen sich. Es mag befremden, daß Scheffel *seine* Herzogin am Schlusse des Romans ein Kloster gründen läßt. In ihrem Auftreten gegen die Mönche von St. Gallen und Reichenau liegt wenig Achtung, oft direkte Verachtung. Vor eine eigentümliche Perspektive stellte ihre Neigung den jungen Mönch. Man sollte meinen, daß eine solche Frau keine Veranlassung habe, zu den vorhandenen Klöstern noch neue zu gründen. Für jenes Jahrhundert und seine Fürsten sind Klostergründungen allerdings sehr charakteristisch, und die geschichtliche Hadwig war auch in dieser Beziehung ein Kind ihrer Zeit, aber Scheffel hat *seiner* Herzogin nicht das historisch eigentümliche Kolorit gegeben, und

darum paßt der Zug für sie nicht. — Zuweilen läßt der Dichter seine Herzogin groß erscheinen, und doch wird dadurch das Gesamtbild nicht zum Vorteil verändert.

Zur Zeit des Ungarneinfalls ist sie ganz Fürstin, hochherzig, tapfer, klug, erfüllt vom Bewußtsein ihrer Verantwortung für Wohl und Wehe der Untertanen.[1]) Ein weitblickendes Urteil verrät ihre besonnene, milde Entgegnung auf Ekkehards hartherzige Äußerungen über die Ausrottung des Heidentums.[2]) Sympathisch berührt ihr kindlich frisches Urteil über die Gottheiten der Äneide.[3]) Einer reinen deutschen Frau steht es wohl an. — Nur schade, daß die Fürstin in der Haupthandlung weniger Pflichtgefühl, Klugheit, Größe und Zartsinn zeigt.

Unwesentlich sind andere kleine Veränderungen. Es ist wohl als bestimmt anzunehmen, daß Ekkehard früher, schon zu Lebzeiten des Herzogs Burkhard auf dem hohen Twiel weilte,[4]) und daß Hadwig gebildeter war, als Scheffel sie darstellt. Er

---

[1]) „Ekkehard", Kap. 11. [2]) Ebenda K. 9. [3]) Ebenda K. 8.

[4]) In diesem Falle hätte sich der Chronist zwar in der Angabe geirrt, daß Hadwig als Witwe zum hl. Gallus kam. (C. S. G. X., 90.) Im entgegengesetzten Falle fänden sich aber noch mehr Widersprüche:

1. Burkhard II., der Herzog von Schwaben, und Hadwigs Gemahl, und Otto I. starben 973. Von Ekkehard II. (dem Helden des Romans) wird erzählt (C. S. G. XI., 98), daß er zur Zeit Otto I. am Hofe lebte und Lehrer des jungen Königs (Otto II.) war. Wie schon erwähnt, geschah dies auf Verwenden Hadwigs (C. S. G. XI., 98.), nachdem er auf dem hohen Twiel ihr Lehrer gewesen. Also müßte Ekkehard schon vor 973 Lehrer der Herzogin und des jungen Königs gewesen sein. Dies ist wohl anzunehmen, denn es ist weit unwahrscheinlicher, daß sich Klostertradition und Chronist in der wichtigeren Angabe (daß Ekkehard Lehrer des jungen Königs war) als in jener nebensächlichen ersten (daß Hadwig als Witwe Ekkehard zu ihrem Lehrer bestimmte) geirrt hätte.

meint, Frau Hadwig habe nicht schreiben können[1]) und erst von Ekkehard den Anfangsunterricht im Lateinischen bekommen. Das wäre befremdend. Gebildet waren ihre Schwester Gerberga und die Frauen des so nahe verwandten sächsischen Hauses. Daß Ekkehard ihr Lehrer in der Grammatik war, könnte nach der damals üblichen Einteilung jenen Teil des Triviums bezeichnen, unter welche der Unterricht in der lateinischen Sprachlehre aber auch das Studium und die Lektüre der Klassiker fiel.[2]) Wir wissen aus den C. S. G., daß sie mit Ekkehard den Horaz und Vergil las.[3]) Auch besaß Hadwig einen gewissen Vorrat von Büchern. Sie schenkte einige, darunter einen Horaz, dem kleinen Klosterschüler.[4]) Wenn sie aber Bücher hatte, besaß sie wohl auch die Fähigkeit, sie zu lesen. Sie mag diese Bücher und ihre erste lateinische Bildung Gandersheim und seiner Äbtissin zu verdanken haben.

Nicht das war verhängnisvoll, daß Scheffel historische Personen in den Vordergrund stellte, sondern daß er sie nicht *konsequent in der Eigentümlichkeit ihrer Zeit darstellte*. Beide Haupfiguren haben Janusköpfe. Auch wenn

---

2. Ekkehard traf am Hof (C. S. G. XI., 100.) mit Arnolf, Bischof von Toul, zusammen, und dieser war Bischof v. Toul von 947—972.

3. Burkhard I. (der Abt von St. Gallen) sieht den Fortgang des Neffen zum hohen Twiel nicht gern (X., 90), er erhält, als noch Abt, *während* Ekkehards Aufenthalt auf der Burg von der Herzogin einen Zelter (X., 97). Nun trat Burkhard I. schon 971 vom Amt zurück.

[1]) „Ekkehard". Kap. 9.

[2]) Vergl. Baechtold „Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz", S. 19.

[3]) C. S. G. X., 95: „Virgilius erat in manibus et locus ille: Timeo Danaos et dona ferentes."

[4]) C. S. G. X., 94.

sie frei erfunden wären, würden sie ebenso ungeeignet sein. Hätte sich im Gegenteil der Dichter nur mehr an die von der Geschichte gebotenen Gestalten gebunden, so entspräche sein Roman eher gerechten Anforderungen. Jetzt sehen wir sie bald mit modernen Zügen rationalistisch aufgeklärt, bald tragen sie wieder den Stempel ihres Jahrhunderts.

Scheffel ist in Widerspruch mit den Gesetzen der Einheit, der Wahrscheinlichkeit, der Notwendigkeit und damit den Gesetzen der Wahrheit und Schönheit geraten. Hat ein Dichter seine Erzählung (ob mit historischen oder erfundenen Charakteren) in eine bestimmte Zeit gesetzt, so legt ihm diese Zeit auch Verpflichtungen auf, denen er sich nicht entziehen kann, ohne sein Kunstwerk zu schädigen.

Nun zum Leben in der Umwelt. Scheffels Gestalten spielen keine historisch wichtige Rolle. Die Geschicke der deutschen Nation werden nur von Zeit zu Zeit gestreift. Der Besuch beim Alten in der Heidehöhle führt uns das nebelhaft verschwommene Bild einer traurigen, lange verflossenen Zeit vor. Doch einmal tritt blitzartig ein weltgeschichtliches Ereignis der Gegenwart in den Mittelpunkt des Interesses: es ist der Ungarneinfall. Geschickt beleuchtet diese episodische Einschiebung die politische Lage Deutschlands: das Germanentum in seiner friedlichen Entwickelung gestört durch die wilden Horden der Ungarn und das kraftvolle Zurückdrängen des Feindes.

Nebenbei gibt der Kampf dem Dichter willkommene Gelegenheit, das Kriegsleben jener Zeit zu schildern. Die Zurüstungen werden vor unseren Augen vorgenommen! Eine echt künstlerische Darstellungsweise, statt trockener Aufzählung und Beschreibung: Anschauung! Fröhliches fleißiges Leben tummelt sich im Burghof des hohen Twiel. Der Korbmacher sitzt mit seinen Buben unter der Linde und überspinnt die langen zerschnittenen Bretter mit Weidengezweig. Leder wird darüber

genagelt: der Schild ist fertig. Pfeile, Lanzenspitzen, Knittel und Keulen werden zugerichtet. In Reichenau treffen wir Abt Wazmann, der sich den Ringpanzer, wie er bis zum 11. Jahrhundert allgemein gebräuchlich war, und den Helm anlegen läßt. Die Schilderungen sind vorzüglich gelungen.[1])

Anfangs macht Scheffel einen Unterschied zwischen Ungarn und Hunnen und meint im Übrigen,[2]) er halte nur die volkstümliche Bezeichnung bei. Aber tatsächlich geht er weiter. Er beschreibt den hunnischen Typus,[3]) läßt sie Attila als ihren Helden preisen,[4]) kurz, setzt die Hunnen einfach an die Stelle der Magyaren. Dagegen ließen sich Bedenken erheben. Die Hunnen wurden nach Attilas Tode hinter Pruth und Dnjepr zurückgedrängt. Erst im 9. Jahrhundert erschienen die Ungarn an der unteren Donau, und sie beunruhigten das deutsche Reich.

Aus dem Burgleben gibt uns Scheffel manch anmutiges Bild. Wie der leichte Strahl der Sonne mit siegender Kraft eine Fülle freundlichen Lichtes über graues Gestein ergießt, so zeigt uns Scheffel die alte Herzogsburg in der heiteren Anmut seiner Erzählerkunst. Was bei der Weltanschauung und Charakterisierung verhängnisvoll wurde: die starke Subjektivität, das Hineinspielen der eigenen Persönlichkeit, wirkt bei seinen Beschreibungen mit eigenartigem Reiz. Es entzückt uns die Frische, das unmittelbare Empfinden. Gleich im ersten Kapitel gewinnt er den Leser. Die Einrichtung der Burggemächer, die Beschreibung der Gewänder und des Schmuckes der Herzogin,[5]) ferner des Lebens und Treibens vor dem Weihnachtsfeste am Abende selbst, sind nicht nur kulturhistorisch richtig, sondern

---

[1]) Vergl. Weiß, Kostümkunde, Stuttgart 1864. II. Bd. 3. Kap., S. 607 ff.

[2]) „Ekkehard", Note 139. [3]) Ebenda, Kap. 11. [4]) Ebenda 13.

[5]) Vergl. Weiß a. a. O., 3. Kap., S. 523 ff.

plastisch, anschaulich, lebensvoll vorgeführt. Nie verliert er sich wie Scott in langweilige breitspurige Auseinandersetzungen.

Spazzo und Praxedis bilden die nächste Umgebung der Schloßherrin. An der Figur des Kämmerers hat Scheffel sichtlich mit großer Liebe gearbeitet und gewiß, sie ist eine der gelungensten des Romans. Spazzo dienstliches Verhältnis zur Herzogin wird an verschiedenen Stellen angedeutet; ein noch wichtigeres Amt jedoch hat er in der Erzählung auszuüben: er vertritt mit Heribald vorzugsweise das komische Element.

Praxedis entspricht mehr dem allgemeinen Typus einer Gesellschafterin oder Zofe als dem einer Frau aus dem 11. Jahrhundert. Sie hat, wie ihre Gebieterin, manchen modernen Zug.

Scheffel begnügt sich damit, Kämmerer und Zofe als nächste Umgebung der Herzogin vorzuführen. Nur beim Besuch in St. Gallen wird ein größeres Gefolge erwähnt. Diese Beschränkung gereicht dem Roman aber nicht zum Vorteil. Unter den weltlichen Fürsten stand über einer regierenden Herzogin von Schwaben nur der Kaiser. Eine so vornehme Dame hatte einen bedeutenden Hofstaat. Man vergleiche z. B. die wichtige Rolle, die eine reich gegliederte Beamtenschaft im Ruodlieb spielt! Die C. S. G. sprechen von Dienstmannen, Kriegern und Fürsten,[1]) die sich bei der Herzogin einfinden, von Kapellanen,[2]) die zu den Bewohnern des hohen Twiel gehörten. Die freien Ritter mögen füglich fehlen, denn sie kamen nur zu bestimmten Tagen an den Hof des Lehnsherrn, aber ein lebhafteres, persönlicheres Verhältnis bestand zwischen Landesherrn und einzelnen Dienstmannen, Ministerialen. Sie hatten bestimmte, ehrenvolle Hofämter zu verwalten, die ihre be-

---

[1]) A. a. O. X, 90. [2]) Ebenda 95.

ständige Anwesenheit in der Umgebung des Herrn bedingten.[1]) Truchseß, Marschall, Kämmerer und Schenk sind die angesehensten und bekanntesten unter ihnen. Wir haben für all diese Beamten nur einen Vertreter: den braven Spazzo. Er verwaltet sein Amt mit Eifer und großer Würde, aber seine Persönlichkeit kann trotzdem nicht die fehlenden Gefährten ersetzen. Scheffel hätte die Glieder des Hofstaates ganz in den Hintergrund stellen können, wie er es auch bei der Schilderung des Besuchs in St. Gallen getan hat. Nur das vollständige Fehlen bildet ein Lücke. Das Kulturbild, das uns ein historischer Roman bietet, kann natürlich nur ein Ausschnitt aus dem Ganzen sein, aber dieser Ausschnitt muß doch eine gewisse Vollständigkeit haben. Hier nun im Roman bekommen wir nicht das rechte Bild vom Leben auf einer herzoglichen Burg. Es ging dort lebhafter zu, auch wenn kein Krieg geführt wurde oder Fasching war.

Die kleine Gruppe, die zusammen kommt, um sich deutsche Sagen zu erzählen, gestaltet sich zu einem Bilde, das mit einer geradezu plastischen Deutlichkeit eine typische Szene aus dem mittelalterlichen Leben gibt: Das Gärtchen ist klein, wie bei fast allen Burgen. Die ganze Anlage der Befestigung erlaubte nicht, einen allzugroßen Gartenraum in die Mauerumgürtung hineinzuziehen. Praxedis hat den Zeltbau mit Burkhards und Spazzos Hilfe vollendet. Wie ein Thronhimmel überschattet er den hohen Polsterstuhl der Herzogin. — Man liebte es, unter freiem Himmel Hof zu halten. So ließ Karl IV. im 14. Jahrhundert einen Teil der goldenen Bulle in feierlichster Versammlung vorlesen und hielt dann unter offenem Zelt das festliche Mahl. So tagte Kaiser Friedrich I. auf der ronkalischen Ebene, so wurde eines der glänzendsten mittelalterlichen Feste,

---

[1]) Vergl. Schröder, Lehrbuch d. deutschen Rechtsgeschichte, S. 439.

die Schwertleite der Söhne der Kaisers nicht in den engen Mauern einer Stadt, sondern an den Ufern des Rheinstroms, meistens unter freiem Himmel, gefeiert.

Die Umfriedung der Laube mit dem roten Seidenfaden ist zwar eine Tändelei, aber eine hübsche. Sie deutet ansprechend auf deutsche Sagen hin, in denen solche symbolische Hegungen vorkommen. [1])

Die Herrin auf dem Throne leitet die Versammlung ihres kleinen Musenhofes mit einer kurzen Rede ein:

„Wir haben gestern behauptet, daß wir in unsern deutschen Sagen und Geschichten so viel schöne Gelegenheit zur Kurzweil besitzen, als weiland die Römer in ihrem Heldenlied vom Äneas. Und sicher weiß ein jedes von uns etwas von schneller Helden Fechten und fester Burgen Brechen, von treuer Liebsten Scheidung und reicher Könige Zergängnis; des Menschen Herz ist mannigfach geartet, was der eine seitab liegen läßt, mutet den andern an. Darum haben wir die heutige Tagfahrt geordnet, daß von jedem unserer Getreuen, wie das Los entscheidet, ein anmutig Stück erzählt werde, und behalten uns vor, dem liebreizendsten einen Preis auszusetzen. Siegt einer von euch Männern, so mög' er das alte Trinkhorn gewinnen, das aus König Dagoberts

---

[1]) Vergl. Grimm „Deutsche Rechtsaltertümer", S. 183 f.: Symbolisch zu binden reichte ein Zwirn- oder Seidenfaden hin. . . . Im Heldenbuch sind die Rosengärten mit seidenen Fäden umgeben. Crimhilt:

„Sie het ein anger weite mit rosen wol bekleit
darumb so ging ein maure, ein seiden faden fein."

Und Laurins kleiner Rosengarten:

„darbei ein schönes gärtelein
darumb geht ein seiden faden. —
daz diu mûre solde sin,
daz was ein faden sîdîn; . . . ."

Zeiten her droben im großen Saale hängt, siegt meine treue Praxedis, so wird ein Schmuckstück ihrer harren.“ [1])

Der kürzeste Halm bestimmt den ersten Erzähler, es trifft den Kämmerer. Der ergibt sich in das Unabwendbare, und nachdem die Zofe die Laute gestimmt, ein Präludium gespielt, das lieblich zum Rauschen der alten Ahornwipfel klang, „da neigte sich Herr Spazzo vorwärts, stellte sein Schwert mit dem breiten Griff vor sich, so daß er seine Arme darauf stemmen konnte, strich seinen Bart und hub an“.[2])

Diese Szene ist wohl eine der gelungensten Detailmalereien des Romans. Ein Hauch des Mittelalters belebt sie. Es ist, als wenn Frau Aventiure selbst ihrem Dichter bei Anordnung des Bildes geholfen hätte. Und weiter verspüren wir ihren Geist, wenn wir in die Welt mittelalterlicher Sagen eingeführt werden. Wir hören von Wieland, „dem kunstreichen Schmied“, einer dämonischen Natur,[3]) wie der tückische Mime, Siegfrieds Lehrer. Angelsächsische, isländische, vor allem aber deutsche Sagen berichten von ihm. Nach diesen Sagen[4]) gibt Scheffel den Inhalt treu wieder. Praxedis erlaubt sich, in schelmisch anmutiger Weise, in ihrer Erzählung die Gestalt der Zofe ein wenig in den Vordergrund zu ziehen. Sie brauchte übrigens nicht, wie Scheffel es darstellt, ihre Erzählung vom byzantinischen Hofe herüberzuholen. Es ist eine germanische Erzählung aus dem langobardischen Sagenkreise.[5]) Wahrscheinlich

---

[1]) „Ekkehard“, Kap. 20. [2]) Ebenda.

[3]) Man traute den Schmieden überhaupt übernatürliche Kräfte zu.

[4]) Vergl. J. Grimm „Deutsche Heldensage“, S. 20 f. und J. Grimm „Deutsche Mythologie“, S. 221.

[5]) Erst in der Geschichte der Kreuzzüge wird von einem Kaiser Alexius erzählt, der einen gezähmten Löwen an seinem Hof gehabt. Ein Ritter — in der umgestalteten Sage der Riese Asprian —

bestand auch die Sage in der Vollständigkeit, wie Praxedis sie vorträgt, zur Zeit Hadwigs noch nicht, aber Scheffel macht die Sache wahrscheinlich, indem er Praxedis zum Teil nach eigener persönlicher Ortskenntnis erzählen läßt.

Nicht nur an dieser Stelle, in die ganze Erzählung werden immer wieder Blüten aus dem Kranz mittelalterlicher Poesie eingeflochten. Das Waltharilied, so echt deutsch in seinem frischen, reckenhaften und doch so zarten Empfinden, wird fast ganz eingefügt.[1] Scheffel setzt geschickt mit der freien Übersetzung bei der elften[2]) Reihe an. Sofort seine ersten Zeilen atmen den kampfesmutigen Geist, der das ganze Gedicht durchweht:

„Das war der König Etzel im fröhlichen Hunnenreich,
Der ließ das Heerhorn blasen: „Ihr Mannen, rüstet euch.
Wohlauf zu Roß, zu Felde, nach Franken geht der Zug,
Wir machen zu Worms am Rheine uneingeladen Besuch.“[3]

---

tötete das Tier. Die Kreuzfahrer lernten Konstantinopel kennen, und nach ihren Berichten gestaltete man die Sage um.

[1]) Über das Verhältnis des Liedes zur Stimmung im Roman vergl. S. 45.

[2]) Vergl. Scheffel und Holder „Waltarius . . .“
„Attila rex quodam tulit illud tempore regnum
Impiger antiquos sibimet renovare triumphos.“

Das überlieferte Waltharilied beginnt etwas lehrhaft — vielleicht hat Ekkehard IV. die Zeilen eingefügt — mit einem kurzen Hinweis auf Europa und seine Völker:

Tertia pars orbis, fratres, Europa vocatur
Moribus ac linguis varias et nomine gentes
Distinguens cultu, tum religione sequestrans
Inter quas gens Pannoniae residere probatur,
Quam tamen et Hunnos plerumque vocare solemus.

[3]) „Ekkehard“, Kap. 24.

Scheffel macht die Arbeit Ekkehard I. und die Umarbeitung Ekkehard IV. zum Werke seines Helden Ekkehard II.

Der gewaltigste Sagenkreis des Mittelalters, der des Nibelungenliedes wird ebenfalls in die Erzählung hineingezogen. Hier nimmt Scheffel Stellung zur Lachmannschen Liedertheorie.[1]) Er macht das Epos zum Werke eines Dichters: Konrads von Alzey, der im Dienste Pilgrims von Passau stand. In einer energischen Note wendet sich Scheffel gegen die Liedertheorie.[2])

Die Sage vom treuen Eckhard, vom Venusberge, das Hildebrandslied werden geschickt genannt. Fahrende Sänger, Vaganten, die schon seit den Karolingern von Bedeutung für die heimatliche Dichtkunst waren, werden erwähnt, und ihre niedere soziale Stellung wird durch Spazzos Bemerkung richtig charakterisiert.[3]) Das Lied der vertriebenen Waldfrau,[4]) so stimmungsvoll es an sich ist, würde nach Form und Inhalt im 10. Jahrhundert wohl nicht gesungen worden sein.

Des Romeias Kantilene:

„Ich weiß einen Stamm im Eichenschlag,
Der steht im grünsten Laube.
Dort lockt und lacht den ganzen Tag
Eine schöne, wilde Taube“ usw.[5])

hat auch wenig mittelalterliches Gepräge. Besser ist die des Reichenauer Mönches:

„O tapfre junge Landeskraft, nun halt dich brav“ . . .[6])

Im Ganzen gewinnt der Roman bedeutend durch die geschickte Einführung in die Welt mittelalterlicher Poesie. Das warme Herz des deutschen Mannes, das feine Verständnis des Künstlers haben mit guter Kenntnis und fleißiger Hand Auslese gehalten und uns die schönsten Züge vorgeführt.

---

[1]) „Ekkehard“. Kap. 25. [2]) Ebenda, Note 281. [3]) Ebenda, Kap. 20. [4]) Ebenda, Kap. 9. [5]) Ebenda, Kap. 3. [6]) Ebenda, Kap. 11.

Auch aus dem Volksleben erhalten wir gute kulturhistorische Bilder. Das Schicksal der beiden Hirtenkinder Audifax und Hadumoth gestaltet sich zum kleinen Roman im Roman. Reminiszenzen glücklicher Stunden aus des Dichters Jugend klingen in die Erzählung hinein.[1])

Obschon sich bei den Detailschilderungen zeigt, welch reiche Kenntnis und welche Geschicklichkeit in ihrer Verwertung der Dichter besaß, lassen sich doch kleine Mißgriffe nachweisen. Mit Recht vermerkt Leo Gregorovius[2]) es als Anachronismus, daß Scheffel seinen Moengal „beim Herannahen der Hunnen[3]) das Fenster seiner Hütte zerschlagen und die Glasscherben zu gastfreundlichem Empfang der Feinde ausstreuen" läßt, daß der Dichter bei Cappans Hochzeitsfeier[4]) meint, da wo die Gabel fehlte, sei eine zweizinkige Haselstaude als Ersatz benutzt worden. — Glasfenster und Gabel sind erst Jahrhunderte später in allgemeinen Gebrauch gekommen.

Daß Ekkehard den Ermatinger Fergen, der ihn über den Untersee fährt,[5]) mit einer Silbermünze bezahlt, könnte man als höchst unwahrscheinlich bezeichnen. Nach dem damaligen Geldwert wäre das ein unverhältnismäßig hoher Lohn gewesen, der durch nichts erklärt wird. Eine Silbermünze zur Zeit der Naturalwirtschaft war ein seltenes, kostbares Ding! Ferner ist anzunehmen, daß Reichenau den Verkehr mit seiner Insel und dem Ufer durch eigene Leute besorgen ließ. — Ein Fährmann,

---

[1]) Vergl. das Titelbild zu „Boerschel J. V. v. Scheffel und E. Heim". Das Original ist von dem Dichter gezeichnet und der Freundin geschenkt worden. Es stellt Audifax (Scheffel) und Hadumoth (Emma Heim) dar, die am Quell auf einer Bergwiese gelagert sind.

[2]) „Die Verwendung historischer Stoffe in der erzählenden Literatur." München 1891. S. 7.

[3]) „Ekkehard", Kap. 10. [4]) Ebenda, Kap. 14. [5]) Ebenda, Kap. 6.

der das Übersetzen gewerbsmäßig betreibt und mit einer Münze bezahlt wird, ist eine den heutigen Verhältnissen analoge Annahme. Es ließen sich noch mehr bedenkliche Stellen anführen.[1])

Doch kleinere Fehler dieser Art sind schwerlich ganz zu vermeiden und als seltene Ausnahme beeinträchtigen sie den Wert kulturgeschichtlicher Verhältnisse auch nicht wesentlich.

Um so glücklicher ist Scheffel in anderen Schilderungen. Wir vernehmen, wie die Alemannen im Kriege durch den Heerbann aufgeboten werden, wie sie im Frieden ihre Feste feiern, in gesunder, derber Fröhlichkeit. Rechtliche, wirtschaftliche Verhältnisse des Einzelnen zum Herrn bezw. zur Herrin, Meier und Bauer, Fronvogt, Schultheiß, Sendgericht, Gaugericht, Wergeld, Landbesitz der Freien und Unfreien, die davon abhängende Heerpflicht, das Los Kriegsgefangener, Abgaben des Zinspflichtigen werden geschickt erwähnt und Scheffels Bemerkung im Vorwort, daß nicht viel gesagt ist, was sich nicht auf gewissenhafte kulturgeschichtliche Studien stützt."[2]) hat in den meisten Fällen seine Richtigkeit, wenn man sie auf diese Detailschilderungen bezieht.

Bei seinen guten Kenntnissen aber weiß der Dichter sehr wohl, daß ein historischer Roman keine „Bereicherung der Literatur von Gelehrten für Gelehrte" ist. So wenig lehrhaft und ganghemmend hat Scheffel meistens die Züge aus dem Kulturleben eingefügt, daß sie organisch zum Ganzen gehören. Dem Leser, der sich wenig für die sozialen Zustände jener Zeit interessiert, dem es in erster Linie auf die Erzählung ankommt, werden sie kaum lästig, ja in vielen Fällen mag er

[1]) Vergl. z. B. S. 79. heil herro, heil liebo u. a.

[2]) „Ekkehard", Vorwort.

kaum merken, daß es sich hier um etwas speziell Historisches handle.

Prölß meint zwar, daß einiges — allerdings nur weniges — aus dem Gebiet der Rechtsaltertümer unnützer Ballast sei.[1]) Er führt als Beispiel Ekkehards Anspielung auf alemannisches Landrecht an, als er beim Eintritt in die Heidehöhle vom Hunde bedroht wird.[2]) Er hat Recht. Zunächst würde das Fehlen des kurzen Passus keine Lücke bilden. Dann befremdet es, daß Ekkehard, diese feine Natur, solch eine derbe Äußerung macht. Endlich erregt die Stelle nicht nur diese ästhetischen Bedenken, sie ist auch nicht ganz korrekt. Man sollte, so wie sie hier gegeben, meinen, es bestände eine solche Strafe für fahrlässige Tötung oder Gefährdung durch einen Hund. Scheffel berichtigt zwar diesen Eindruck durch eine Anmerkung am Ende des Buches, aber darum bleibt die Stelle im Zusammenhang doch eine weniger glückliche.

Besser fehlte auch die ausführliche Beschreibung der Ausweisung des Jugendgefährten der Waldfrau.[3]) Die Sache ist etwas kompliziert, und zudem handelt es sich hier um das Schicksal einer Persönlichkeit, die nur nebenbei erwähnt wird. Scheffel will uns die Vereinsamung der armen Frau vorführen. Mit weit einfacheren Mitteln hätte er dieselbe Wirkung erzielen können.

Um so besser sind ihm andere Szenen gelungen. Außerordentlich anmutig ist — um aus vielen Beispielen nur eins zu nehmen — die Freilassung von Audifax und Hadumoth ge-

---

[1]) A. a. O., S. 290.

[2]) „Ekkehard", Kap. 11: „Man sollte euch den Hund erschlagen und neun Schuh hoch über euer Tor hängen, bis er verfaulte und stückweise auf euch herunterfiele," sprach Ekkehard zürnend: „schier hat er mich ins Wasser gestürzt."

[3]) „Ekkehard", Kap. 9.

schildert.[1]) Der Haselzweig, den die Fürstin bricht und in der Hand hält, während sie die dargebotenen Münzen aus den Händen der Kinder schüttelte, ist nicht ohne Bedeutung. Der Stab diente im Mittelalter[2]) als Symbol bei Güterabtretungen, Verurteilungen (Stabbrechen), aber auch als Zeichen höchster Gewalt bei Königen und Fürsten. Der Bittsteller, der Gelobende wird mit dem Stabe berührt.

Der Freilassungsakt wird hier vereinfacht, improvisiert. Häufig wurde eine Freilassung zu vollem Recht, wie in diesem Falle, in feierlicherer Weise vorgenommen, oft in öffentlich-rechtlicher Versammlung. Der König oder Fürst scheint bei solchen Gelegenheiten die Stelle der Landesgemeinde vertreten zu haben.[3])

Die Münze war Symbol der Hörigkeit (des Kaufpreises). Der Herr warf sie fort, verzichtete auf das Recht, das er bisher auf die Person hatte. Der so im Schatzwurf Freigelassene, homo denarialis, denariatus, erhielt die vollen Rechte eines freien Franken.

Langes Haar[4]) war das Kennzeichen des Freien. Das größte Gewicht legte man diesem Vorrecht bei. Das Haar scheren bedeutete bei den Merowingern soviel als zur Königswürde unfähig machen. Die ersten Frankenkönige trugen weder Diadem noch Krone, nur lang herabwallende Locken zierten die Fürsten des götterentstammten Merowingerhauses. Nach ihrem langen Haar hießen sie „reges criniti“ oder wie am byzantinischen Hofe „flavi“ die Blonden.[5])

---

[1]) „Ekkehard“, Kap. 16.

[2]) Grimm „Deutsche Rechtsaltertümer“, S. 133 ff.

[3]) Vergl. Schröder „Lehrbuch d. Deutschen Rechtsgesch.“, S. 223 f.

[4]) Grimm „Rechtsalt.“, S. 239 ff. „Ekkehard“, Kap. 16: „Keine Schere soll von heut an euer Haupthaar mehr kürzen.“

[5]) Grimm „Deutsche Rechtsaltertümer“, S. 293 ff.

Als Wergeld sollen die Goldmünzen dienen, um den Tod der erschlagenen Waldfrau zu sühnen. Dazu hat Audifax sie bestimmt. Das Wergeld spielte eine große Rolle. Es war die Buße für die Tötung oder Verletzung eines Menschen (ver — vir Mann).

Audifax wird hier schnell „Umstände halber" zum Franken gestempelt. Scheffel benutzte Grimms „Deutsche Rechtsaltertümer" und fand darin eine passende Erklärung der fränkischen Sitte bei der Freilassung aber keine der alemannischen. Diesem Umstande und nicht, wie Prölß [1]) meint, Scheffels eingehender Rechtskenntnis, ist die Unterscheidung zwischen fränkischer und alemannischer Sitte zuzuschreiben. Für Hadumoth, die nicht fränkischem Stamme angehört, hätte die exakte Herzogin eigentlich diese Formel nicht brauchen dürfen.

Der armen Friderun Bedenken am Morgen des Hochzeitstages geben Einblick in eine Art von Volksjustiz des Mittelalters. Die Braut sieht aber etwas zu schwarz. Z. B. Dachabdeckung droht ihr kaum. Es war das eine Strafe ehelichen Zwistes.[2]) Darum die schelmische Frage der Griechin:

„Du wirst doch ein gutes Gewissen haben, Friderun?" [3])

Mit der ihm eigenen Geschicklichkeit und mit guter Kenntnis läßt Scheffel dann und wann die Eigentümlichkeiten der althochdeutschen Sprache zur Geltung kommen. So sind z. B. diese verbalen und substantivischen Alliterationen, diese Tautologien wie sie bei Schenkungsformeln[4]) und besonders bei Beschwörungen[5]) vorkommen, auf altgermanischen Brauch zurückzuführen. Man hielt mit zäher Beharrlichkeit daran fest obschon Worte und Formeln vorkamen, deren Sinn man nicht

---

[1]) Prölß a. a. O., S. 289 f.

[2]) Grimm „Deutsche Rechtsalt.", S. 723.

[3]) „Ekkehard", Kap. 16. [4]) Ebenda, Kap. 16. [5]) Ebenda, Kap. 18.

kannte.[1]) Die Verletzung der vorgeschriebenen Zeremonien konnte nach germanischer Auffassung den Rechtsakt ungültig, den Zauber unwirksam machen. Der Dichter des „Ekkehard“ wendet solch althochdeutsche Ausdrucksweisen aber nicht mit jener unnatürlichen und ermüdend wirkenden Häufigkeit wie G. Freytag[2]) an. — Trotz aller Sicherheit macht Scheffel einmal einen Mißgriff. Er läßt die Herzogin grüßen:

Heil Herro! Heil Liebo![3])

Das ist falsch. Es sind dies die Formen für das Maskulinum. Die weibliche Form „Herrin“ von „Herr“ ist zudem erst eine neuhochdeutsche Bildung.[4])

Auch von der Krankenpflege und den uns zum Teil lächerlich, zum Teil barbarisch vorkommenden Prozeduren hören wir. Vieles geht zurück auf den Glauben der Germanen — wie der Naturvölker überhaupt -- daß unsichtbare Gewalten freundlicher oder feindlicher Gesinnung zwischen Himmel und Erde, in Feld und Wald, in allen Elementen leben und weben. Man glaubte in bestimmten Worten und Zeichen, in Zauberformeln, im Gebrauch von Kräutern, Tränken und Amuletten den Schlüssel zu ihrer Gunst oder das Mittel zu ihrer Abwehr zu haben.[5]) Scheffel zeigt, wie in den christlich gewordenen deutschen Gauen der Aberglaube noch zähes Leben hat. Wenn auch getauft, kommt man noch zu den alten nächtlichen Ver-

---

[1]) Vergl. Scheffels halb wissenschaftliche halb launige Bemerkung in Note 214.

[2]) „Ekkehard“, Kap. .

[3]) In den ersten Bänden der „Ahnen“.

[4]) Der Gruß in den C. S. G. I., 19, bezieht sich auf Bischof Salomon v. Konstanz.

[5]) Wie lebhaft dieser Aberglaube noch heute in manchen Gegenden ist, zeigt in interessantester Weise Sohnrey in den Schilderungen seiner hannöverschen Heimat z. B. im „Bruderhof“.

sammlungen. Der Fischer kann noch nicht vom Allmann lassen, der Klostermeier glaubt noch an das Nebelschiff und die Wolkendrude,[1]) dem armen Cappan wird fast sein kaum gewonnenes Glück geraubt, weil man ihn der Zauberei zeiht. Audifax glaubt an ein glückbringendes Regenbogenschüsselchen[2]), und selbst Ekkehard ist nicht frei vom Aberglauben seines Landes.

Mit diesem Glauben hängt auch das Gottesurteil zusammen. Man erwartete bestimmt ein direktes Eingreifen der Gottheit, wenn man in zweifelhaften Fällen die Entscheidung von ihr forderte. „Sie (die Gottesurteile),“ schreibt J. Grimm,[3]) „beruhten auf dem festesten Glauben, daß jedesmal der Schuldlose siegen, der Schuldige unterliegen werde. Eine solche Entscheidung war Gottes Gericht. Gottes Urteil, dei iudicium l. baiuv. de pop. leg. 7. l. Roth. 198 capitul etc. Heidnischen Ursprungs und aus dem höchsten Altertum scheinen alle Gottesurteile.“ [4]) Neuere Rechtsgeschichten führen die Gottesurteile sogar bis auf die arische Zeit zurück.[5]) „Sie hatten,“ fährt Grimm fort, „so tiefe Wurzel im deutschen Volke geschlagen, daß sie das Christentum und eine spätere Gesetzgebung ihm nur allmählich entreißen konnten, anfangs aber und lange Zeiten hindurch dulden und sogar durch kirchliche Gebräuche heiligen mußte.“ Als Fußnote folgt ein wichtiger Zusatz: „Agoberd Bischof von Lyon († 840) schrieb 2 Bücher gegen die Gottesurteile.“ Aber seine Ausführungen, so richtig sie sein mochten, muteten die alte germanische Auffassungsweise fremd an. „Wie wenig sich der Bischof in die Natur des deutschen

---

[1]) Scheffels hauptsächlichste Quelle hierfür ist Grimm „Deutsche Mythologie“.

[2]) Vergl. B. Baader „Volkssagen aus dem Lande Baden“, S. 245.

[3]) „Rechtsaltertümer“, S. 909 ff.

[4]) Vergl. Caesar, de bello Gallico. I. 47.

[5]) Z. B. Schröder, a. a. O. § 13, S. 87.

Rechtes finden konnte, hat schon Rogge p. 9 aus einer anderen Stelle des erstgenannten Buches (liber ad Ludovicum pium)[1] .. gezeigt." ... „Während der Langobardenkönig Luitprand[2]) sich skeptisch verhielt und nur dem Volksurteil nachgab, schärfte Karl der Große ausdrücklich ein, daß dem Gottesurteil Glauben beigemessen werden solle." [3])

Bekannte Gottesurteile sind: Werfen des Loses, der Zweikampf, Wasser- und Feuerurteile. Von den beiden letzten, den schauerlichsten, sagt nun Grimm, daß sie wenigstens bei freien Männern sehr selten waren, da ja bei häufiger Wiederholung der unheilvolle Erfolg notwendig den Glauben an ihre Rechtmäßigkeit erschüttert hätte. Scheffel schildert den Verlauf des Gottesurteils — er nimmt die Wasserprobe — richtig, bringt aber das Ganze falsch an und führt es auf falsche Gründe zurück.

Zunächst, was soll hier das Gottesurteil? Was soll dadurch bewiesen werden? Die in der Kapelle vorgefallenen Tatsachen kann der boshafte Rudimann zum Teil und die Herzogin ganz berichten. Auch Ekkehard selbst wird sie nach seiner ganzen Charakteranlage nicht leugnen. Die Sache ist also garnicht zweifelhaft. Das Gottesurteil ist hier überflüssig.

Hätten aber die Mönche von Reichenau einem solchen Gottesurteil eine Entscheidung überlassen, sie wären als Kinder ihrer Zeit und ihres Volkes vorgegangen, ohne daß dafür die Priester im allgemeinen (Priesterwitz)[4]) oder die ganze Kirche (der hl. Christ) verantwortlich gemacht werden kann. Gewiß haben die germanischen und keltischen Mönche sich nicht von

[1]) M. G. H. Leg. 3. 504 und Schröder a. a. O., S. 367 n. 42.

[2]) Schröder ibid.: „Incerti sumus de iudicio Dei, et multos audivimus per pugnam sine iustitia causam suam perdere; sed propter consuetudinem gentis nostrae Langobardorum legem ipsam vertare non possumus. Luitpr. 118.

[3]) Schröder, a. a. O., S. 366 f. [4]) „Ekkehard", Kap. 21.

allen Vorurteilen und Auffassungen ihres Volkes frei machen können. Das scheint in diesem Falle sogar ein klarblickender, energischer Fürst wie Karl der Große nicht vermocht zu haben. Zudem sah man in diesen Proben eine letzte Zuflucht für die Unschuldsfeststellung der Unfreien, die sich weder durch den Schwur noch durch den Zweikampf reinigen durften. Seine scharfe Behauptung hätte Scheffel wohl kaum mit ehrlicher Überzeugung vertreten können, wenn er mit ruhiger Überlegung, ohne vorgefaßtes Urteil die sachlichen Ausführungen seines Gewährsmannes — er benutzte die vorhin wörtlich angeführte Arbeit von Grimm „Deutsche Rechtsaltertümer" — durchlesen hätte. Denn, daß bei der Kirche als solcher von einer tiefgewollten Förderung des Vorhandenen nicht die Rede sein kann, beweisen schon die Schriften des Bischofs von Lyon.

Das Mittelalter, bewundert viel und viel gescholten, zeigt die verschiedensten Züge. Einfältiger Aberglaube, grausamer Fanatismus fordern bald unsern Spott, bald unsern Unwillen heraus. Man hielt die lächerlichsten Gebilde der Phantasie für Wunder, verfolgte die Ungläubigen, wollte mit Folter und Schwert Heiden und Ketzer „bekehren". – Und wieder zwingen uns die köstlichsten Früchte glaubensfroher, rechtverstandener Frömmigkeit zu ehrlicher Bewunderung. Der Ruf Gott will es" führte die Blüte des Adels, die Kraft des Landes in Streit und Tod. Idealismus und Jenseitsrichtung im schönsten Sinne führten die romanischen und gotischen Prachtwerke auf, bauten die Klöster und bevölkerten sie. Und dieselbe Jenseitsrichtung führte ihre Jünger zur sozialen Tätigkeit, lehrte sie in den Mitmenschen Kinder eines Vaters. in den Leidenden „Glieder Christi" lieben und liebend pflegen. Nur so verstehen wir die Engelsgestalten eines Franz v. Assisi, einer heiligen Elisabeth, einer Katharina von Siena. Wir sehen die Genossenschaften der Benediktiner, der Cisterzienser, der Prämon-

stratenser, der Franziskaner, der Dominikaner auf allen Gebieten des Wissens, des religiösen und des wirtschaftlichen Lebens die erfolgreichste Tätigkeit ausüben. Und mit dem Erfolg dringen Ansehen und Reichtum und mit diesen häufig Herrschsucht und Üppigkeit ein: an die Stelle der sittlichen, der geistigen Kraft tritt mehr oder weniger moralische Morschheit. Die heterogensten Elemente mischen sich: überschäumende Urkraft, kindlich, kindisch unreife Auffassungen, dunkle Triebe der gefallenen Natur und die lichtvollen, veredelnden Ideen, der keimkräftige, welterneuernde Geist des Christentums. Das Mittelalter ist eine Zeit der Gegensätze.

In den Werken der schönen Literatur treten häufig die Licht- oder Schattenseiten sehr einseitig in den Vordergrund. Der eine Dichter ist Bewunderer des Mittelalters, er sieht in romantischer Entzückung gar nicht, daß die guten alten Zeiten auch ihre bedenklichen Seiten haben. Der andere sieht das Bedenkliche nun sehr genau und zwar so genau, daß er in die tiefste sittliche Entrüstung gerät, in seinem Eifer einseitig wird und nun mindestens in seinen Darstellungen ebenso ungenau wird als sein Antipode.

Scheffels Stellung zum geistigen Leben des 10. Jahrhunderts ist teilweise schon oben charakterisiert worden. Noch ein Zug mag Erwähnung finden, der die Darstellungen in nicht unwesentlichem Maße färbt. Es gesellt sich beim Dichter zum berechtigten Spott der Übermut; die unbezwingliche Lust der Parodie hat ihm oft die Feder geführt:

Er läßt beim Ungarnkampfe[1]) seine Streiter glauben, der Erzengel Michael komme ihnen in dem goldgerüsteten Streiter zu Hülfe. Nach der Schlacht, nachdem das „Wunder" seine Wirkung getan, zeigt sich, daß der Alte aus der Heidehöhle

[1]) „Ekkehard", Kap. 14.

die Rolle des Schutzheiligen unseres heiligen römischen Reiches gespielt.

Die Legende erzählt, daß durch des hl. Pirmin Gebet die Insel Reichenau von schädlichen Tieren befreit sei. Scheffel gibt der Legende die Fassung:

„Vor zweihundert Jahren war die Au noch wüst und leer gestanden, in feuchtem Grunde war die Herberge von Gewürm und bösen Schlangen. Der austrasische Landvogt Sintlaz aber wies den wandernden Bischof Pirminius hinüber, der sprach einen schweren Segen über das Eiland, da zogen Schlangen und Würmer in vollem Heereshaufen aus, die Tausendfüßler im Plänklerzug voran, Ohrklemmer, Skorpione, Lurche und was sonst kreucht in geordneten Säulen mit, Kröten und Salamander in der Nachhut: des Pirminius Spruch konnten sie nicht bestehen, zum Gestade, wo später die Burg Schopfeln gebaut ward, wälzte sich der Schwarm, dann hinab in die grüne Seeflut — und der Fisch weitum hat damals einen guten Tag gehabt. . .“

Im 22. Kapitel erzählt er uns von der Schuld und Buße des Bergbruders Gottschalk. Der Teufel hatte seinen allzugroßen Eifer in Verehrung von Reliquien benutzt und ihn zu Kirchendiebstahl verführt. Scheffel erzählt anscheinend ernsthaft, doch unverkennbar geht der Spott durch die Zeilen:

Den Bruder Gottschalk „hatte in teueren Zeiten das Kloster einst ins Welschland gesendet, Korn einzukaufen, da kam er gen Verona und ward gut aufgenommen vom streitsüchtigen Bischof Ratherius und tat seine Andacht in der Kathedralkirche. Dort lag unverschlossen im güldenen Schrein der Leib der heiligen Anastasia, und die Kirche war leer, und den Gottschalk verführte der Teufel, daß er nach Deutschland wollte ein Andenken mitbringen, da nahm er von der Heiligen Leib soviel er unter seiner Kutte mitschleppen konnte: einen Arm und einen Fuß und etliche Wirbelknochen und fuhr heimlich von dannen.

Aber seine Ruhe war verloren von jener Stunde, in Wachen und Traum stand die Heilige vor ihm, sie ging an der Krücke verstümmelt und zerrissen und forderte ihren Arm zurück und ihren Fuß — über Schluchten und Alpenpässe folgte sie ihm, an der Schwelle des heimischen Klosters trat sie ihm dräuend entgegen; da warf er halb wahnsinnig die Reliquienbeute von sich und floh auf die Höhen beim Säntis, den Lebensrest büßend zu verbringen, und schuf sich dort seine Klause. . . ."

Eine gewisse Berechtigung mag hier der Spott haben. Das Mittelalter hat in der Tat des Guten oft zu viel getan, und das Gute ist zum Lächerlichen geworden. Doch möchte man glauben, daß Scheffel der rationalistisch übermütigen Laune allzusehr die Zügel überläßt. Bescheiden und besonnen meint Herder, wenn er vom Kindlichen und Aszetischen in der Legende spricht:

„Gewiß vermögen wir nicht, was die Männer der Legende vermochten, sonst brächten wir Wirkungen hervor wie jene, aus deren Pflanzungen wir, über sie spottend, zehren." [1])

Über die in St. Gallen geübte Aszese macht Scheffel verächtliche Bemerkungen. Allerdings ist uns manches daran befremdend, wenn wir die Sache vom modernen Standpunkt aus beurteilen. Aber mit Recht sagt Jastrow: „Wer sie beurteilen will, muß sich den Menschen vorstellen, wie die großen Vertreter der Askese ihn fanden. Während das Aufkommen des Mönchtums einen Rückschlag gegen eine Überkultur bedeutete, ist die Askese auf westeuropäischem Boden im wesentlichen zu erklären als ein Erziehungsversuch der Naturvölker, welche erst seit wenigen Generationen in den Kreis der antiken Kultur eingetreten waren. . . . Nie und nirgends ist eine Kultur ohne Askese entstanden. . . Mögen wir neben Achtenswertem auch

[1]) Sämtliche Werke v. Suphan, Berlin 1887. 16. Bd, S. 395.

Verächtliches entdecken, die Askese als Ganzes bleibt doch in der Geschichte der menschlichen Kultur der erste und bis jetzt noch unübertroffene Versuch einer Diätetik der Seele"[1])

Und nun zur Schilderung des Klosterlebens, dem Scheffel einen breiten Raum in seinem Roman zuweist.

Literarhistoriker und Geschichtsforscher bezeichnen die Mönche von St. Gallen als Männer, die von großen Ideen getragen, den christlichen Glauben im deutschen Reich verbreiteten, Pionierdienste auf kulturellem Gebiet leisteten, kurz für die geistige Entwickelung ihres Landes von großer Bedeutung waren. Was sie geleistet, kann hier nur im Überblick gezeigt werden, aber das genügt, um damit das Bild zu vergleichen, das uns Scheffel vorführt.

„Nicht von diesen reichen und mächtigen Bischöfen" (des fränkischen Reiches), so sagt Giesebrecht,[2]) „wurde das Christentum in den alemannischen Gegenden, so nahe sie ihnen auch lagen, wieder erweckt, sondern von schlichten irischen Mönchen geschah es, die aus Liebe zum Herrn die Heimat verließen, um das himmlische Licht den Völkern zu bringen, die noch im Schatten des Todes wandelten. Einer von ihnen, Fridolin, predigte am oberen Rhein und gründete auf einer Rheininsel das Kloster Säckingen, ein anderer, Kolumban, lehrte mit seinem Schüler Gallus am Bodensee, wo Gallus sein berühmtes Kloster erbaute; ein dritter, Trudpert, wurde Apostel des Breisgaus. Allmählich wurde im 7. Jahrhundert ganz Alemannien christlich." — In den folgenden Jahren entwickelte sich das Christentum weiter. Unter der Regierung Otto I., der Zeit, in der

---

[1]) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Hohenstaufen, S. 100 f. Jastrow und Winter, Stuttgart 1897.

[2]) A. a. O., S. 94 f.

unser Roman spielt, kamen noch immer Ordensmänner aus dem Inselreiche zum Festland herüber. „Noch einmal," so fährt derselbe Gelehrte fort,[1]) „wie einst in den Tagen eines Fridolin, Columban und Gallus übten damals britische und irische Mönche einen tiefgreifenden Einfluß auf das religiöse Leben der deutschen Stämme aus. Durch Normannen und Dänen aus ihrem Insellande verjagt, kamen sie über die See und begaben sich teils in die von den Iren gestifteten Klöster am Rhein, namentlich nach St. Gallen." Es schlossen sich viele der freien Alemannen ihrer Schar an, und gemeinsam arbeiteten die Ordensmänner an der Ausbreitung des Christentums und der Pflege von Kunst und Wissenschaft.

Anregend für weite Kreise hatte im 9. Jahrhundert der Hof des großen Karl gewirkt. Als im 10. Jahrhundert die Krone auf das sächsische Haus überging, folgte zunächst eine eiserne Zeit, in der die Musen schwiegen. Bald aber wurde es anders. Es folgte die ottonische Renaissance. Die Heimat der Sachsen war auch der Ort, an dem Kunst und Wissenschaften sich entfalteten. Der Süden Deutschlands wurde nicht in erster Linie von dem kaiserlichen Hof begünstigt. Aber St. Gallen wie auch Reichenau verloren nicht den alten Ruhm.[2]) Im Gegenteil, gerade in dieser Zeit standen sie in ihrer Blüteperiode. Hatte man im früheren Jahrhundert, als man den politischen Ereignissen des Reiches näher stand, die alten Gesetze[3]) — das salische, ripuarische, langobardische und alemannische — aufgezeichnet, so beschäftigte man sich jetzt ausschließlicher mit den

---

[1]) A. a. O., S. 305.

[2]) Vergl. Wattenbach „Geschichtsquellen d. Mittelalters", S. 392 ff. — Stälin „Wirtemberg. Geschichte". I. Bd. S. 605 ff. — J. v. Arx „Geschichte des Kantons St. Gallen". I. Bd. — Salzer „Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur", 2. u. 3. Lief. u. a. m.

[3]) Vergl. Hattemer a. a. O. I. Bd. S. 345 ff.

freien Künsten. Man schmückte die Kirchen mit Kunstwerken von geschickter Mönche Hand. Was die Plastik jener Zeit vermochte, in St. Gallen wurde es ausgeübt. Schnitzarbeiten, Werke der Goldschmiedekunst, Elfenbeineinbände, Dyptichen des Tutilo und anderer Mönche sind noch jetzt Beweise ihrer Geschicklichkeit. Das Kloster zählte eine ganze Reihe von Mönchen, deren Namen in der Kulturgeschichte Deutschlands von Bedeutung sind.

Der schon genannte Tutilo z. B. war ein außerordentlich vielseitiger Mann. Nicht nur in der plastischen Kunst, auch in der griechischen und lateinischen Sprache besaß er große Fertigkeit. Aber am berühmtesten wurde er durch seine Leistungen in der Baukunst, Malerei, in Metallarbeiten und Schnitzwerken. Er war oft auf Reisen,[1]) da er von vielen Seiten gewünscht wurde. Den „fröhlichen, beherzten", energischen Mann verband eine innige Freundschaft mit Notker dem Stammler. Auch der Name dieses Mannes ist für St. Gallens Geschichte von Bedeutung. Er ist der der Verfasser des tiefernsten, erschütternden Media vita. In der Fülle des Lebens hört der sinnende Mönch die Flügel des Todesengels rauschen:

Media vita in morte sumus!

Keine Hilfe sieht er, kein Licht im Schatten des Todes als den Herrn:

quem querimus adiutorem, nisi te domine, — qui pro peccatis nostris iuste irasceris. —

---

[1]) z. B. nach Mainz und Metz. Vergl. zu Tutilo Baechtold a. a. O., S. 30: „Der fröhliche Tutilo, zwischen 895—912 erscheinend, war ein wahrer Tausendkünstler, Lehrer der Musik, (auf der Rotte) Architekt, Maler und Bildschnitzer, daneben ein gewaltiger Recke, von dem Ekkehard IV. mehr als eine Räubergeschichte zu erzählen hat. . . . Tutilo hat sich durch seine Tropen . . . . einen Namen in der Geschichte der mittelalterlichen Tonkunst erworben."

Und gerade ihn, die einzige Zuflucht, hat der Sünden Menge mit Recht erzürnt! Gewaltig wie der Jehovah des Alten Testamentes, steht der Richter, der Schöpfer vor der gebeugten, erschauernden Seele. — Und doch, im Angesichte des Todes und der niederdrückenden Schuld, im Angesichte der zürnenden Gottheit noch das selige Erinnern an ein rettendes Erbarmen, an eine ewige Liebe:

V. In te speraverunt patres nostri, speraverunt et liberasti eos.

Und im Wechselgesang ringen Furcht und Vertrauen:

R. Sancte deus!

V. Ad te clamaverunt patres nostri, clamaverunt et non sunt confusi.

R. Sancte fortis!

Mutiger bringt das Vertrauen zur flehenden Bitte vor:

V. Ne despicias nos in tempore senectutis cum defecerit virtus nostra, ne derelinquas nos! —

Und ein helleres Bild steht vor der vertrauenden Seele, sie sieht nicht mehr den Richter; ein Erbarmer, Erlöser steht vor ihr. Die Stimme, die erbebend nur den heiligen, den starken Gott erkannte, sie wagt zu flehen:

R. Sancte et misericors salvator amarae morti ne tradas nos.

Die tiefe Seele des Mönches strömt über in sein Lied: gläubige Ehrfurcht, demütiges Schuldbewußtsein, tiefer Friede und kindliches Vertrauen.

Eine kleine Erzählung Ekkehards IV. gibt uns deutlicher als eine lange Lobrede das herzgewinnende Bild, das Notker in der Erinnerung seiner Mitbrüder zurückließ.[1])

[1]) C. S. G. III. 43.

Wolo, ein hochbegabter, aber jugendlich unruhiger, unsteter Mönch, verunglückt durch einen Sturz vom Glockenturm. Als der schwer Verletzte fortgetragen wird und Notker, den milden väterlichen Freund erblickt, da streckt ihm der sterbende Jüngling in liebendem Vertrauen beide Hände hin und empfiehlt ihm die Fürbitte für seine Seele. In überströmendem Mitleid klagt Notker laut um das junge erlöschende Leben; er wünscht des Bruders Vergehen auf sich zu nehmen, damit er nur rein vor Gottes Richterstuhl erscheine. Und als Wolo in seinen Armen gestorben, da wäscht er ihn mit eignen Händen, legt ihn auf die Totenbahre und sorgt wie eine Mutter für jede Einzelheit. Und übers Grab hinaus währt diese Treue. Flehendes Gebet und liebevolles Gedenken sendet er ihm nach. Selbst im Traum sind seine Gedanken bei dem geliebten Schüler.

Derselbe Notker (Balbulus) ist auch der berühmte Erfinder der Sequenzen und wahrscheinlich „der Mönch von St. Gallen", der uns von den Taten Karls des Großen berichtet.[1]) An Bedeutung wird er weit überragt durch seinen gleichnamigen, jüngeren Ordensbruder: Notker Labeo, der Großlefzige, oder der Deutsche, Teutonicus, genannt. Er galt seiner Zeit für den größten Gelehrten des Reiches.

„Notker der Deutsche steht am Ausgang der althochdeutschen Literaturgeschichte. Seine Werke bilden — von ihrer formalen Seite betrachtet — den klassischen Abschluß derselben. Er ist der bedeutendste Prosaist und Grammatiker des ganzen Zeitraums." — „Er war Musiker, Dichter, Astronom, Mathematiker, wohlbewandert in den Klassikern und Kirchenvätern,"[2]) urteilt Baechtold. Seine Verdienste um die deutsche Sprache erwarben ihm bald nach seinem Tode den ehrenden

---

[1]) Vergl. Salzer, a. a. O., S. 59 u. Baechtold, a. a. O., S. 29.
[2]) A. a. O., S. 59.

Beinamen „Teutonicus". Seine Übersetzungen sind: „Schriften des Boethius, Catos Sittensprüche, Vergils Hirtengedichte, eine Komödie des Terenz, Marcianus Capella: die Hochzeit der Philologie und des Merkur, die Kategorien des Aristoteles und die Hermeneutik, endlich eine Übersetzung der Psalmen und des Hiob.[1]) Welch eiserne Energie, welcher Fleiß und welche Gewandtheit gehörten nicht dazu, den großartigen Plan solcher Übersetzungen durchzuführen! Werke aus vollentwickelten Kulturepochen in eine Sprache zu übertragen, die, wenn auch reich und wohltönend, doch noch verhältnismäßig arm an Ausdrücken war, wie sie in jenen klassischen Werken vorkamen. Notker selbst nannte sein Unternehmen ein „rem pene inusitatum".[2]) Erst am Tage seines Todes legte er die Feder aus der fleißigen Hand. — Er ist groß als Gelehrter, liebenswürdig als Mensch. Demütig und zart verbat er sich die nach dem Tode übliche Waschung, damit seine Bußübungen verborgen blieben. Dann ließ er die Armen an sein Lager kommen, und während sie speisten, ging der große Mann mit dem gütigen Herzen ein in die wohlverdiente Ruhe der Ewigkeit. „Obitus Notkeri doctissimi atque benignissimi magistri" [3]) berichtet das Totenregister. Seine Persönlichkeit allein würde hingereicht haben, St. Gallens Namen einen ehrenvollen Klang zu sichern. Wären uns die Casus Sancti Galli verloren gegangen, Notkers Werke würden uns erzählen, welch ein reiches geistiges Leben in jenem Kloster geblüht hat.

Eine Reihe anderer Mönche bleibt noch zu erwähnen.

---

[1]) Hattemer und nach ihm Paul Piper haben in würdiger Weise herausgegeben, was von diesem Reichtum noch erhalten ist.

[2]) Vergl. Notkers Brief an den Bischof Hugo v. Sitten. Piper, I. Bd., S. 859 ff.

[3]) Hattemer, a. a. O. II. Bd., S. 4.

Burkhard, der kleine Klosterschüler und Besucher des hohen Twiel, wurde später zu einem bedeutenden Abte. (Burkhard II. 1001—1022). Er war ein eifriger Beförderer der lateinischen Dichtkunst.“ [1])

Viermal begegnet uns der Name Ekkehard. Es waren lauter tüchtige Leute. Ekkehard I. verfaßte in noch jugendlichem Alter das Waltharilied, und wenn auch Ekkehard IV. es in besseres Latein umsetzte, ihm, dem ersten und eigentlichen Verfasser verdankt es den frischen, kampfesfrohen Ton, der dem gelehrten, aber trockeneren Schulmeister Ekkehard IV. nicht eigen war.[2]) Ekkehard I. war Lehrer Ekkehard II., der wegen seines Aufenthalts am Hofe „palatinus“ Höfling genannt wurde. Er ist der Held des Scheffelschen Romanes. Sein Charakter und seine Bedeutung sind schon besprochen worden. Ekkehard III., sein Neffe, war 30 Jahre lang als Dekan tätig und außerordentlich beliebt.[3])

Ekkehard IV., der letzte dieses Namens, der hier in Betracht kommt, ist der Verfasser der Casus Sancti Galli, „ein Schulmeister von wahrhaft rührendem Fleiße und großer Gewissenhaftigkeit“.[4]) Er ist der Umarbeiter des Waltharliedes und Verfasser mehrerer lateinischer Gedichte.[5]) Fehlt seiner Poesie auch der jugendliche Schwung, durch seine Casus Sancti Galli hat er sich den Dank der Nachwelt gesichert. Ohne ihn würden wir von diesem so „schön und reich entwickelten Klosterleben“ [6]) garnicht soviel wissen, denn „ohne Zweifel herrschte in manchem

---

[1]) C. S. G., IX, 80.

[2]) Außer dem Waltharilied dichtete er lat. Hymnen und Sequenzen. C. S. G., IX, 80.

[3]) C. S. G., X, 80.

[4]) Seiler. Ruodlieb. Halle 1882. S. 174.

[5]) Vergl. Dümmler, Ekkehard IV. v. St. Gallen. S. 1 ff.

[6]) Ebenda. S. 394.

anderen Kloster ein ganz ähnliches Treiben, von dem nur niemand uns Nachrichten aufbewahrt hat." [1]) Er hatte für seine Berichte keine andere Quelle als die Erzählungen seiner Mitbrüder. Mußte dies naturgemäß schon zu mancher Ungenauigkeit führen, so suchte Ekkehard auch noch, wie bereits erwähnt, die gute alte Zeit sehr zu verherrlichen, denn er ist Gegner der kluniazensischen Reform. Er will durch günstige Darstellung der Verhältnisse beweisen, daß eine Reform überflüssig. (Vergl. S. 31.) Er sucht sein Ziel zuweilen auf Kosten der Wahrheit zu erreichen. Gegen Reichenau wird er so ungerecht, daß seine Berichte unglaublich sind. „Es ist daher nicht zu verwundern, daß sich ihm in den Einzelheiten vielfache Irrtümer nachweisen lassen. Die kulturgeschichtliche Bedeutung der Schilderung wird aber," meint ein Kenner jener Zeit, „dadurch wenig gemindert, Ton und Färbung des Bildes werden wir als wahrhaft anerkennen können." [2])

Weit ins Reich hinaus gingen Schüler des heiligen Gallus. Der Propst Notker wurde Bischof von Lüttich, zwei Ekkeharde (II. u. IV.) weilten in Mainz. Mit Metz (Tutilo) und Straßburg (d. Mönch Viktor) und dem Kaiserhofe stand man in Verbindung. Der „ausgezeichnetste Bischof, den Alemannien in der Ottonischen Zeit besessen hat, Udalrich aus dem Hause der Grafen von Dillingen, der von 924—973 dem Sprengel von Augsburg vorstand," [3]) ging aus St. Gallens Klosterschule hervor.

Leider gibt uns keine Chronik ein deutliches Bild von Reichenau. Es würde dem von St. Gallen in vielen Zügen gleichen. [4])

Pirmin hatte es gegründet. Walahfrid Strabo unter dem „Praeceptor Germaniae", Hrabanus Maurus, einem

---

[1]) Wattenbach, a. a. O. S. 275. [2]) Ebenda. S. 396. [3]) Ebenda. S. 399 ff. [4]) Ebenda. S. 268, 275, 279, ferner Baechtold, a. a. O. S. 24.

Schüler Alkuins, in Fulda ausgebildet, war von 842—849 sein Abt und förderte im Kloster das wissenschaftliche Leben, so daß Reichenau schon in hoher Blüte stand, als St. Gallen noch in der Entwickelung begriffen war.[1])

Nun kann man nicht behaupten, daß man durch die Lektüre des Scheffelschen Romans einen Eindruck vom Leben in diesen Klöstern erhielte, der dem des Geschichtsstudiums genügend entspräche.

Was für Mönche zeichnet Scheffel? Zum ersten Mal finden wir den Konvent von St. Gallen wie er, die Mittagsruhe unterbrechend, zur Kapitelberatung zusammentritt. Gegenstand derselben ist die wichtige Frage, ob die neugierige Laune der Herzogin trotz des Regelverbotes zu befriedigen sei. Nachdem Spitzfindigkeit und Wortgerechtigkeit einen Ausweg gefunden, wird der Besuch durch die Sakristei mit ihren Kunstschätzen, den Klostergarten und die Schule geführt. Also die Herzogin ist zugelassen, obschon der Abt sie anfangs feierlich, im Hinweis auf „kanonische Satzung" abgewiesen.

Wie ernst man es in St. Gallen bezüglich der Klausur in Wirklichkeit nahm, hatte Scheffel direkt zu Anfang der C. S. G. I., 3 und 4 gelesen. Er spielt im 5. Kapitel „Ekkehards Auszug" darauf an.[2]) Salomon III. von Konstanz war dort Klosterschüler gewesen und bewies später als Bischof durch häufigen Besuch, Schutz und reiche Schenkungen dem Kloster Liebe und Dankbarkeit. Aber trotz dieser Gesinnung, trotz seines hohen Ansehns am kaiserlichen Hofe und im Reich, ja trotz seiner Eigenschaft als „frater conscriptus"[3]) nahm man es ihm im Kloster sehr übel, daß er die inneren Räume ohne das vorgeschriebene Mönchsgewand betrete. Daß Hadwig Zu=

---

[1]) Vergl. Wattenbach, S. 275. [2]) „Ekkehard", Kap. 5 [3]) Vergl. Scheffels Anmerkung, Note 32

tritt gefunden hätte, widerspräche zu sehr dem Geiste, der in St. Gallen herrschte. Scheffel besuchte einst mit einer kleinen Gesellschaft von deutschen Künstlern das Kloster Ara coeli bei Palazuola. Eine Malerin, Frl. Bensinger, bat den gastfreundlichen Prior in launiger Weise dringend, ihr doch das Innere des Klosters zu zeigen. Der Prior meinte im selben Tone, das Fräulein müsse sich dann schon hinüber tragen lassen, da die Regel den Frauen das Überschreiten der Schwelle verbiete. Der Vorschlag wurde lebhaft abgelehnt. Ein Prior mag im Scherz von einem Hinübertragen über die Klosterschwelle sprechen, aber im Ernst war keine Rede davon, in St. Gallen so wenig wie in Palazolua.

Zum zweiten Male finden wir dann die versammelte Schar der Brüder des heiligen Gallus bei der Abendmahlzeit. Mit breiter Ausführlichkeit, mit dem größten Behagen wird uns hier eine Gruppe essender und trinkender Mönche vorgeführt. Der ganze Verlauf bietet ein Bild, das dem Charakter gereifter Männer und sicher dem würdiger Ordensleute nicht entspricht.

Durch Ekkehard, der sich auf der Reise zum hohen Twiel befindet, erhalten wir Einblick in das Kloster Reichenau. Der trinkende, lüsternde Rudimann ist der erste der Mönche, der dem Eintretenden begegnet. Der zweite ist Abt Wazmann, der in Ekkehards ernster, ehrlicher Entrüstung über Rudimanns Zuchtlosigkeit eine Anmaßung sieht und für Rudimanns „Zerstreuung" in stumpfer, charakterloser Weise nur einen toten Paragraphen anzuführen weiß.

Der Vorgang ließ einen traurigen Schluß auf die Zucht unter den Reichenauer Mönchen und die Leitung durch seinen Abt zu, wenn er sich in dieser Weise zugetragen hätte. Er hat sich aber überhaupt nicht in Reichenau zugetragen.

Tutilo hatte auf einer Reise nach Mainz in St. Alban[1] den Aufseher der auf dem Felde arbeitenden Brüder in einer ähnlichen Situation überrascht. Der aber bat den entrüsteten Tutilo voll Schuldbewußtsein um Verschwiegenheit, wohl wissend, daß ihm die Sache teuer zu stehen käme. Scheffels Note ist zwar richtig, aber sie nimmt sich im Zusammenhang mit dem Text seiner Quelle wesentlich anders aus als nach Scheffels Darstellung.

Im Ungarnkampfe streiten St. Gallen und Reichenau tapfer und brüderlich Seite an Seite, denn bei „starken Menschen ist auch die geistige Zucht eine gute Vorübung zum Kriegerstand." [2]) Wir haben nur leider von dieser „geistigen Zucht" nicht viele Beweise!

In dieser Weise gehts weiter. Mit einer gewissen skeptischen Ironie wird vieles behandelt.

Manche Übertreibung allerdings darf einem sehr harmlosen Humor verziehen werden. Es ist die „feuchte Fröhlichkeit" des Studenten, die zum Durchbruch kommt. Man fühlt heraus, welch einen Spaß es dem Dichter z. B. macht, nun mal alles, was mit fröhlichem Trinken zusammenhängt, mit liebevoller Sorgfalt zu behandeln. Mags dann auch dem Historiker nicht ganz richtig oder charakteristisch, ja höchst überflüssig erscheinen, so ist's doch immerhin launig. Ihm machte die Darstellung Freude [3]), und er war sicher, unter seinen Lesern viele zu finden, die ihm für das Launige dankbarer waren, als für strenge Geschichtlichkeit. So geriet die hübsche Behauptung hinein, daß es mit steigender Bildung zusammenhänge, wenn heutigentags die Klöster seltener und die Wirtshäuser häufiger sind.[4])

---

[1]) C. S. G. III,. 40. [2]) „Ekkehard", Kap. 12.

[3]) „Malen werd' ich nach der Technik
Buffalmacos, der mit Rotwein
Glut der kalten Freskofarbe
Eingehaucht." Trompeter.

[4]) „Ekkehard", Kap. 2.

Deshalb berichtet Scheffel so getreu die Vermauerung des Weinvorrates beim Einfall der Hunnen.[1])

So färbt sich der Bericht von der großartigen Gesandtschaft des Herrn Spazzo[2]) und das Kapitel „Heribald und seine Gäste". Was ihm die Klosterchronik an Material hierfür bot, sieht auch mehr Anekdoten als historischen Berichten ähnlich, aber Scheffel fügt zu dem vorgefundenen noch von dem „Seinigen" (z. B. die Erikaepisode) hinzu.

So deutet er halb verstimmt, halb launig Walahfrid Strabos Bemerkung über die aus England und Irland kommenden Glaubensboten willkürlich um:

„Genau besehen ist's ihnen kaum zu allzu hohem Verdienst anzurechnen. „Die Gewohnheit, in die Fremde zu ziehen, ist den Briten so in die Natur gewachsen, daß sie nicht anders können", schrieb schon in den Tagen Karls des Großen ein unbefangener schwäbischer Mann. Sie kamen als Vorfahren der heutigen Touristen."[3]) Der Mönch würde seinem „unbefangenen fränkischen" Kommentator gewiß schön gedankt haben! Aber Scheffel hat das, was er da schreibt, nun selber auch nicht ganz geglaubt. An anderer Stelle gibt er zu, daß jener Drang in die Ferne doch auch heiligem Eifer entsprang:

„Opferfreudig fuhr mit wenig
Frommen irischen Genossen
Fridolin die weite Meerbahn.
Laß die Klag', herzliebe Mutter,
Nicht mit Schwert und nicht mit Streitaxt
Darf der Sohn sich Ruhm erstreiten,
Andre Zeiten andere Waffen.
Glaub' und Lieb' sind meine Wehre,

---

[1]) „Ekkehard", Kap. 12. [2]) Ebenda, Kap. 18. [3]) Ebenda, Kap. 3.

Meinem Heiland treu ergeben
Muß ich zu den Heiden ziehen,
Keltisch Blut treibt in die Ferne." [1])

Solche Behauptungen lassen aber den Schelm deutlich genug durchhören. Man wird garnicht ernstlich an den historischen Wert glauben. Eher könnte man dem Dichter vom ästhetischen Standpunkt aus den Vorwurf machen, daß der burschikose Ton nicht angebracht sei.[2])

Aber nicht alles läßt sich auf übermütigen Humor zurückführen. Manches ist ernst und bitter. Nicht allein das leichte Spiel der Laune, auch Verstimmung und Geringschätzung sind in der Art der Schilderung zu verspüren.

Achtung können wir vor den Mönchen im „Ekkehard" kaum haben. Ohne ideales Streben leben die meisten in ihrer Abgeschlossenheit. Wo die Regel unbequem, wird sie umgangen; Gründe dafür lassen sich schon finden. Ohne Charakter, mit feiger Geschmeidigkeit sucht man in beiden Klöstern der Herzogin anmaßendes Wesen zu ignorieren. Der Herrin schlechte Laune könnte allenfalls schaden. Eine gute Schenkung läßt man sich viel kosten: man wird aufdringlich, unverschämt, steckt die verdiente Abfertigung ein, scheut selbst schmähliches Horchen nicht.

Abt Craloh v. St. Gallen wirkt lächerlich durch sein hilfloses, unbestimmtes Auftreten, Wazmann von Reichenau stößt ab durch seine Stumpfheit in bezug auf die Klosterzucht, durch sein rücksichtsloses, intrigantes Vorgehen gegen den ihm im Wege stehenden Günstling der Herzogin. Das sind nicht die Mönche, wie die Geschichte sie uns darstellt!

Scheffel hätte nicht lauter Heilige zeichnen brauchen, es wäre das psychologisch und historisch falsch und außerdem un-

---

[1]) Trompeter. [2]) Vergl. S. 109 f.

künstlerisch. Wo Menschen sind, sind auch mehr oder weniger Menschlichkeiten. Aber mancher Zug im Roman geht auf jeden Fall ins Extrem oder ist direkt falsch. Wesentlich übertrieben ist z. B. die Szene mit Kerhildis. Die Erikaszene, die Lieblosigkeiten Rudimanns gegen Ekkehard, das Bankett in Gegenwart der Herzogin und vieles andere sind vollständig erfunden. Andere Züge hätte Scheffel ruhig lassen können, wenn er nur für ein Gegengewicht gesorgt hätte, so, daß ein wirklich objektives Bild entstanden wäre.

Selbst Ekkehard IV., der sein Kloster und die gute alte Zeit gar zu gern im besten Lichte zeigen möchte, auch er bringt willkürlich und unwillkürlich Schatten in sein Bild hinein. Es tritt eine nicht geringe Eifersucht St. Gallens gegen Reichenau deutlich zu Tage, und wiederholt macht er in naiver Weise das Eingeständnis, daß man von der alten strengen Regel in verschiedenen Punkten abgewichen. Unbotmäßigkeit einzelner wird mehrmals erwähnt z. B. Kap. VI, 68. Es zeigt sich der ganze Trotz jugendlicher Kraftnaturen: Kap. IX, 74; III, 43. Mittelalterliche Heftigkeit und Derbheit machen sich bei verschiedenen Gelegenheiten geltend. Und Gunzos Fehler gegen den Gebrauch des Ablativs wurde in der Tat zu einem „tragischen Fall". In St. Gallen war man so unvorsichtig gewesen, darüber zu lachen, und der empfindliche Mann rechtfertigte sich durch eine lange, gelehrte, garnicht liebenswürdige Epistel an Reichenau.

Wenn Scheffel dies zum Ausdruck bringt, so ist das an sich richtig, aber wenn man vorzugsweise unsympathische Züge auswählt, andere hinzudichtet und Vorteilhaftes ausläßt, resultiert dann nicht praktisch aus einem solchen Verfahren eine Fälschung?

Als Gegengewicht für die tatsächlichen Lieblosigkeiten finden sich in den C. S. G. Beweise der edelsten Liebe zu Mitbrüdern, Schülern und Armen. Man hatte in St. Gallen

durchaus nicht vergessen, daß Liebe des Gesetzes Erfüllung sei. Die Ordensregel ermahnte sie: „Zelum sine asperitate. Tunc perfectus est homo, quando plenus est caritate. In primis dominum deum diligere ex toto corde, tota virtute, deinde proximum tamquam seipsum etc.“ [1]) Und die schönen Worte standen nicht nur in den Büchern, auch das praktische Leben entsprach ihnen:

Der Mönch Iso, ehrenvoll an den burgundischen Königshof berufen, vergißt dort nicht die Aussätzigen, Blinden und Gelähmten zu pflegen, wie er es schon in St. Gallen getan! [2])

Notker Balbulus, diese anima candida, übt durch seine Milde und Weisheit eine solche Anziehungskraft auf seine Schüler aus, daß sie ihm selbst in der freien Zeit kaum Ruhe lassen. Alle umdrängen den geliebten Lehrer. [3])

Abt Burkhard I. braucht eine List, um zu den Kleidungsstücken zu kommen, die er den Armen schenkt. [4])

Geistesverwandt in dieser Beziehung ist dem Abt der Almosener Ekkehard I. Heimlich steckt er seinem freigebigen Abt Kleidungsstücke für die Armen zu. Er treibt seine Güte so weit, daß er selbst einen Betrüger gegen seinen erzürnten Diener verteidigt. [5])

Warum hat Scheffel den C. S. G. nicht auch solche Züge entnommen?

Durch die Chronik und die Werke St. Gallens lernen wir nur wenige Mönche kennen, nur die geistigen Gipfelpunkte, die andere überragend, noch in der Ferne bemerkbar sind. Aber durch St. Gallen waren sie erzogen worden. Im Geiste des Klosters waren sie aufgewachsen und haben später wieder auf

---

[1]) Vergl. Hattemer, a. a. O., Keros Benediktinerregel.
[2]) C. S. G. II, 31. [3]) Ebenda III, 37. [4]) Ebenda X, 87.
[5]) Ebenda X, 88.

ihre Umgebung eingewirkt. Sie lassen auf gesunde Verhältnisse im Konvente schließen. Und dem wohlwollenden dichterischen Verständnis hätte sich auch in der langen Reihe unbekannter Mönche eine Welt von Poesie erschlossen: jenes bescheidene Wirken, deren Schritt die Welt nicht hört, die kein stolzes Denkmal späteren Jahrhunderten hinterläßt, jene stille Heiligkeit, die unser tiefstes Empfinden ergreift durch den zarten, keuschen Hauch, der unbewußter Schönheit eigen.

Man braucht, nein, man soll die Menschlichkeiten in der künstlerischen Wiedergabe einer Zeit nicht übersehen, aber hier verblaßt das Niedrige neben dem Großen! Es bricht unter all den Schlacken gebrechlicher Menschlichkeit in leuchtenden Strahlen echtes Gold hervor. Man muß anerkennen, daß sich eine Summe von Intelligenz, moralischer Kraft, gesundem, blühendem Leben und echter Frömmigkeit in St. Gallen entfaltet hat. Der Germane und der Christ kann mit berechtigtem Stolz auf jene Zeit blicken, die ihm den erhebenden Glauben an den Adel seines Stammes und die heiligende Macht des Christentums so nahe bringt.

Einen ganz anderen Eindruck hinterläßt uns die Lektüre des Scheffelschen Buches!

G. Freytag folgt in seinem vortrefflichen Roman „Soll und Haben" dem Grundsatz Julian Schmidts: Der Roman soll das Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei der Arbeit. Zu einer charakteristischen Schilderung des Klosterlebens und seiner bedeutenden Kulturarbeit wäre es in erster Linie dienlich, ja erforderlich gewesen, daß uns Scheffel das Arbeitsleben der Mönche anschaulicher vorgeführt hätte. Was hätten wir an Literaturschätzen und Geschichtsquellen aus jener Zeit, wenn uns die Schriftwerke fehlten, die von Klöstern und Geistlichen angefertigt wurden? Auf die karolingische Renaissance im 9. folgte im 10. Jahrhundert die ottonische, und jedesmal sind Mönche, Kleriker ihre Träger. Im 10. Jahr-

hundert standen St. Gallen und Reichenau in ihrer Blütezeit. Das hätte in einem Roman, der den Inhalt des Zeitraums wie zum Spiegelbild zusammenfassen soll, auch zum Ausdruck kommen müssen. Nur so wären die wesentlichsten Kulturfaktoren anschaulich gemacht worden.

Wenn wir uns die Scheffelschen Mönche vorstellen, dann haben wir zuerst einen in der Erinnerung, der lebhaft durch den tragischen Konflikt unsere Teilnahme in Anspruch nahm. Dann taucht in unserer Phantasie das Bild zechender Mönche auf. Arbeitende, emsig arbeitende Gelehrte? — ihrer erinnern wir uns erst nach längerem Besinnen. — Scheffel zeigt uns zwar die Bibliothek, in der Reihen von mühsam geschriebenen und kunstvoll gemalten Büchern stehen. Bei der Arbeit sehen wir die Mönche nicht, nur einmal werden wir an dem emsig arbeitenden Folcher — vorbeigeführt. — Eine Reihe bedeutender Namen nennt uns der Dichter: den jetzt verdüsterten [1]) (?) Notker Balbulus, den fleißigen Tutilo, den unermüdlichen Ratpert, Sintram, die Schotten [2]) und Notker Labeo [3]) und — stellt ihre Träger in den Hintergrund. Er nennt das Media vita, warum lernen wir keinen Mönch kennen, der wie der sinnige Dichter durch das ihn umgebende Leben zu großen und tiefen Gedanken angeregt wird? Er zieht das Waltharilied in den Roman hinein, läßt es aber von Ekkehard nach seiner „Befreiung" dichten. Er begeht dadurch tatsächlich ein Unrecht. Das Lied verdankt St. Gallen seinen Ursprung. Dies „ehrwürdige Denkmal deutschen Geistes, die erste große Dichtung aus dem Kreis heimischer Heldensage," [4])

---

[1]) Scheffel begründet die Verdüsterung durch Notkers Teufelserscheinungen (C. S. G. III, 42). Diese Erzählung ist nichts als eine Klosteranekdote, gäbe aber dem Bilde Notkers einen nichts weniger als düsteren Zug. Mönch und Teufel besitzen Schlagfertigkeit und Humor, der eine sucht den andern zu überlisten.

[2]) „Ekkehard", Kap. 2. [3]) Ebenda, Kap. 4 [4]) Ebenda, Kap. 25.

dies Lied so frisch und kräftig und doch so zart und rein, sang ein junger Mönch in der Zelle, im Schatten des Klosters. Ein älterer Ordensmann, sein Lehrer, hatte ihn angeregt, und ein jüngerer Mitbruder setzte es später in besseres Latein. Für die Objektivität ist es gewiß einerlei, ob Scheffel Ekkehard I., II. oder IV. die Dichtung verfassen läßt, aber es ist keine Objektivität, eine wenig lobenswerte Arbeit, Gunzos Epistel an Reichenau, in aller Breite und Ausführlichkeit im Kloster vor uns entstehen zu lassen, dann das Verdienst eines Meisterwerkes dem Kloster nicht zuzuerkennen und weiter die bedeutenden Leistungen der Mönche nicht so zu würdigen, daß ihre Erwähnung in rechtem Verhältnis zu den anderen Schilderungen steht. In diesem Verschweigen liegt großes Unrecht.

Ein feinsinniger Ästhetiker unserer Tage sagt: J state as a positive truth „the connection of all that is best in the crafts and arts of man with the simplicity of his faith and the sincerity of his patriotism.[1]) . . .

The arts can never be right themselves, unless their motive is right.“ [2]) Und ein Schluß von den Werken der Mönche auf ihr sittliches Leben stellt ihnen ein glänzendes Zeugnis aus.

Aber kaum einen typischen Vertreter der vielen tüchtigen Männer lernen wir im Roman kennen. Scheffels Ekkehard und Moengal können nicht als Repräsentanten des Mönchswesens gelten, sie sind verzeichnet und bleiben auch keine Ordensleute (d. h. im Roman).[3])

---

[1]) John Ruskin in Sesame and Lilies. Tauchnitz-Edition. Leipzig o. J., S. 184. [2]) Ebenda, S. 194.

[3]) Der geschichtliche Moengal bleibt dem Berufe treu. Das Nekrologium berichtet zum 30. September: „Tod des Moengal mit dem Beinamen Marcellus, des gelehrtesten und besten Mannes.“ Vergl. M. v. Knonau, a. a. O., S. 4, n. 4.

Der frische Romeias ist ein biederer Mann, ein tapferer Jäger und großartiger Briefschreiber, aber ein typischer Mönch ist er ebensowenig wie der schlimme Rudimann. Der greise Thieto scheint der einzige, der in seinem Beruf sein Lebenselement, sein Glück gefunden. Heiliger Gottesfriede ruht auf dem blinden Manne, aber er steht am Abend seines Lebens, und zudem erhalten wir auch von ihm keine genügenden Züge. Der kleine fast zu gelehrte Burkhard will erst ein Mönch werden. — Trotz verschiedener Persönlichkeiten — Scheffel zieht solche aus mehreren Generationen hinein — kann man in Scheffels Mönchen kaum einen eigentlichen Vertreter jener Konvente erkennen, die einst diese berühmten Kulturstätten im Südwesten Deutschlands bewohnten.

Gesunde, fähige Köpfe, Ekkehard und Moengal kommen zur Erkenntnis, daß das Klosterleben ein Unding sei, und getreu ihrer Einsicht verlassen sie es. So setzt Scheffel die Sache auseinander. Was für Leute müßten dann eigentlich in St. Gallen leben? Solche, die nicht mit gesundem, natürlichem Sinn ihre Lage anschauen, oder solche, die nicht konsequent handeln? Oder endlich Mönche wie Abt Wazmann und Rudimann, die kein Leben nach Idealen kennen, die mit einem ruhigen und behaglichen Besitz, den sie schlau zu erhalten und zu mehren suchen, zufrieden sind? So kann man sich die Sache deuten, aber wird auf diese Weise die Bedeutung des Mönchswesens in geistiger und kultureller Hinsicht verständlich? Das war aber eine Sache, die Scheffel zu erklären hatte, die zu beweisen war!

Es ist kaum zu verstehen, wie Scheffel so sehr das Bild verzeichnen konnte, wenn man nicht auch hier die seelische Verfassung des Dichters genügend berücksichtigt.

In Unkenntnis liegt der Grund der Verzeichnung gewiß nicht; aber ohne zu scharf zu sein, darf man dem Verfasser wohl kein absichtliches Schlechtermachen vorwerfen, wenn es auch zu-

weilen so scheinen sollte. Wäre es ihm in erster Linie darum zu tun gewesen, sich abfällig gegen die Kirche zu äußern, der er von Hause aus angehörte und von der er sich getrennt, er hätte sein Material den düsteren Seiten ihrer Geschichte entnehmen können. Auch würde er dann gewiß manche Stellen der C. S. G. noch anders benutzt haben, als er es getan hat. Dies Bedürfnis hat Scheffel kaum. Er ist im Grunde zu vornehm und zu ehrlich, um nicht auch im Gegner das Gute anzuerkennen, an das er glaubt.

Aber Scheffel befand sich im Zustand des religiösen Zweifels, des Mißtrauens, der Verstimmung.[1]) Einem Lessing war der Zweifel, der seinem rastlosen Forschergeist Stoff bot, willkommen. In der faustischen Natur werden im Ringen um das höchste Gut neue Kräfte geweckt. — Scheffels Charakter verlangte Ruhe, die Zweifel verstimmten ihn, die Ungewißheit machte ihn unzufrieden, unglücklich. Der Pessimismus des Melancholikers zeigte ihm das Echte und Schöne in getrübtem Lichte. Was der arme Mann an nicht gewollter Ungerechtigkeit in solchen bitteren Stunden fertig brachte, zeigt ein Ausdruck, der die „christliche Liebe exclusiv und menschenfeindlich" nennt![2]) „S'ist eitel nichts wohin mein Aug ich hefte!" Das war seine Stimmung.

Allerdings beruhte Scheffels Melancholie nicht nur auf diesen Gründen, aber Pessimismus[3]) überhaupt ist für einen

---

[1]) Vergl. S. 50 ff.

[2]) In einem Brief an Schwanitz vom 20. Dezember 1863.

[3]) Außer den Briefen auf S. 50 ff. vergl. an Schwanitz 24. Januar 1857: „Das Fortleben meiner Bummellieder „im Volke" macht mir, seitdem die „Facies Melancholia" an die Stelle des alten Humors getreten, einen wehmütigen Eindruck; ich gedenke dabei an den Laertes, da er müde und alt mit zerrissenen Lederschienen seinen Hausgarten pflanzt: o wär ich ein solcher wie damals, da wir Neriton stürmten, das mauerumwallete Städtlein! . . ." Das schrieb der 30jährige Mann!

Schriftsteller eine schlimme Sache. Und Mißtrauen, Zweifel, Unzufriedenheit, Gereiztheit sind doppelt gefährliche Zustände für einen Dichter, der Verhältnisse schildert, die gerade auf spezifisch religiöser Grundlage beruhen, der seinen Hauptcharakter in Konflikt mit seinen religiösen Pflichten geraten läßt.

Zu einem rechten Verständnis, zu objektiver Beurteilung ist ein gewisses Maß von Wohlwollen, Ruhe und Klarheit unbedingt erforderlich.

Aber es drängt den Dichter zur Aussprache, und schon darum reizt ihn das gefährliche Gebiet, denn es bot ihm Gelegenheit zu dieser Aussprache. „In mir hat sich allmählich ein Gefühl unendlichen Ekels angesetzt, das noch einmal zu irgend einer Explosion kommen wird," schrieb er Schwanitz am 21. Februar 1852, und im folgenden Jahr entstand der Plan des „Ekkehard".

Er dichtet der Klausnerin Wiborada lächerliche Schwärmerei, mißverstandene Frömmigkeit, Heuchelei und Tugendstolz an, um Veranlassung zu haben, sich den Ärger über solche Unsinnigkeiten mal gründlich von der Seele zu reden und den frischen, derben Romeias in seinem Namen gegen „den Drachen" ins Feld zu führen. Nach den Quellen, den C. S. G., Hartmanns Vita und der Vita des Oudalrich muß die Klausnerin eine herbe, aszetische, aber für andere ganz erträgliche Frömmigkeit und einen zu gesunden Verstand besessen haben, um einer solchen Faselei über den heiligen Martinus und eines so häßlichen Zankes mit Wendelgard fähig zu sein.[1]) Zu verwundern ist, das Scheffel sogar den Charakter Wendelgards, die doch keine Klausnerin im strengen Sinne ist, diesem Bestreben preisgab. Die feine zarte Edelfrau wird uns in den C. S. G.[2]) so liebenswürdig anmutig in ihrer treu ausharrenden Gattenliebe geschildert! Scheffel hat sich wohl nur mit einem gewissen Be-

---

[1]) „Ekkehard", Kap. 3. [2]) C. S. G. X, 82 bis 86.

dauern zur Umänderung ihres Bildes verstanden, denn in etwa macht er den Schaden durch seine Anmerkung n. 50 wieder gut. Aber die Umänderung des Charakters der Wiborad genügte nicht, da zum Zank mindestens zwei erforderlich sind. So mußte auch Wendelgard eine weniger ehrenvolle Rolle übernehmen, als ihr eigentlich zukam.

Das ist Scheffels „Ekkehard".

Die Weltanschauung im Roman, die Lösung des Problems, die Charakteristik der beiden Hauptpersonen entsprechen wenig der geschichtlichen Epoche. Die Szenen aus dem Klosterleben bieten kein ruhiges objektives Bild der Kulturtätigkeit jener mittelalterlichen Mönche.

So sind die wichtigsten Momente des Romans kaum geeignet, ein getreues Spiegelbild des 10. Jahrhunderts zu geben. Was in der Erzählung wiederklingt, ist ein Echo aus dem Innenleben des Dichters. Seine Liebe, sein Leid, seine Kämpfe und Zweifel, seinen Übermut und seinen Unmut bringen sie zum Ausdruck.

Und doch, das Buch fand reges Interesse, dankbare, ja begeisterte Leser. Die Kritik hat den „Ekkehard" im allgemeinen mit freundlichem Wohlwollen, oft mit lebhaftem Lobe begrüßt. In der Wärme des Lobes freilich herrscht ein starker Unterschied. In Einzelheiten bieten die Auffassungen eine bunte Mannigfaltigkeit. Einige Urteile, in denen die gegensätzlichen Meinungen am prägnantesten zum Ausdruck kommen, mögen an dieser Stelle genannt werden.

Unübertroffen in der Lebhaftigkeit seiner Bewunderung ist wohl Ruhemann:

„Die Vorzüge des Romans sind unendliche!" [1]) . . . „Es war ihm (Scheffel) vor allem darum zu tun, ein Gesamtbild (!)

---

[1]) Ruhemann, J. V. v. Scheffel. Sein Leben und Dichten. Stuttgart 1887, S. 215.

des ganzen (!) 10. Jahrhunderts in seinen verschiedensten Strömungen hervorzubringen, und es ist ihm das über alle Maßen gelungen. . . ." „An den erhabensten Meisterwerken unserer größten Dichter haben sich die kritischsten Geister versucht, es ist und wird über deren größeren oder minderen Wert auf das heftigste gestritten. Vor dem „Ekkehard" haben sich späterhin die schneidigsten Federn ehrfürchtig gesenkt, aus der Tinte, die dieses Romans wegen geflossen ist, scheint jeder Gallapfel des Streites verschwunden zu sein." [1])

Kühl bis ans Herz hinan, findet R. M. Meyer weder im Ekkehard noch in der Herzogin typische Vertreter ihrer Zeit und meint: „Wir müssen bekennen, daß wir den beiden Hauptwerken Scheffels nur einen vorübergehenden Wert zuzugestehen vermögen." . . . „Alle historischen Einzelheiten, besonders auch die mit störender Häufung angebrachten aus Scheffels Studium des alten deutschen Rechts, können den ungeheuren Anachronismus der Hauptfigur nicht erträglich machen. . . ." [2])

Mielke: „Der Roman ging weit ins Mittelalter zurück, und der Dichter hatte zu seinem Buche Studien gemacht, wie nie zuvor ein Romanschriftsteller: aus dem Mosaik unendlich vieler Chroniken wob seine Phantasie die so schlichte und treuherzig erzählte Geschichte von der unglücklichen Liebe des Mönches Ekkehard zu der schönen Herzogin Hadwig. . . . Die meisten der Namen, die das Buch enthielt, standen schon in alten Chroniken, aber es waren dort nur Namen, keine Charaktere, geschweige denn Gestalten." [3])

---

[1]) Ruhemann, J. V. v. Scheffel. Sein Leben und Dichten. Stuttgart 1887. S. 222.

[2]) R. M. Meyer, a. a. O., S. 433.

[3]) Mielke, Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts. Berlin 1898, S. 219.

So ungefähr das Gegenteil meint Du Moulin Eckart: Scheffel „hatte ja leichtes Spiel. Denn in seinen Quellen pulsiert reiches Leben, und die „Casus Sancti Galli“ waren eine Fundgrube für den Dichter, der mit freudigem Auge dem mittelalterlichen Leben und Weben nachspürte“.[1])

Wieder anders faßt Mähly sein Urteil:

Man darf „einiges Bedenken tragen, Erzeugnisse wie „Ekkehard“ dem historischen Roman zuzuweisen; man möchte sie eher antiquarische Romane nennen; denn dem eigentlich historischen Roman müssen die Quellen reich und voll zufließen, der Dichter muß aus dem Strom schöpfen können...“ es „überwiegt eigentlich doch das antiquarische Interesse; die Figuren sind zwar mit möglichster Treue komponiert, aber diese Treue hat etwas Peinliches, weil sie die Nachtlampe und den Schweiß nicht verleugnen kann: zum frischen Leben gedeihen die Personen der Handlung nicht“.[2])

Und endlich Schian ist der Ansicht, daß uns Scheffel nicht nur das Programm eines guten historischen Romans gegeben, sondern dies Programm auch „trefflich ausgeführt hat“.[3])

An der Form hat Leo Gregorovius Anstoß genommen:

„Eine der besten und poetischsten historischen Erzählungen, welche wir besitzen, Scheffels „Ekkehard“, wird in ihrem künstlerischen Wert viel weniger beeinträchtigt durch die dem Verfasser eigentümlichen Mängel der Komposition, als durch den Frühschoppenton, welcher der Sprache eine Art von

---

[1]) Du Moulin Eckart. Der historische Roman in Deutschland und seine Entwickelung. Berlin 1905.

[2]) Mähly. Der Roman des XIX. Jahrhunderts, Berlin 1872. Seite 32.

[3]) Schian. Der deutsche Roman seit Goethe. Görlitz 1904. S. 128.

historischem Kolorit geben soll und für eine ernsthafte Dichtung unwürdig ist.“ [1])

Der temperamentvolle Menzel ist mit etwas Anderm unzufrieden. „Ein Herzog, Graf, überhaupt ein rechter Mann wird in diesem Roman vermißt, Mönche (!), Weiber und Knaben herrschen zu sehr darin vor.“ [2])

Es ist garnicht zu verkennen, manchem selbst besonnenen Kritiker haben es „die 285 gelehrten Anmerkungen“ angetan, der imponierende Quellennachweis hat ihm eine ahnungsvolle Perspektive auf „unendlich viele Chroniken“ eröffnet.“ Und doch gehört dieser Notenapparat garnicht in den historischen Roman hinein. Höchstens als Ausnahme mag eine Anmerkung ihre Berechtigung haben. Aber auf Grund unserer Untersuchung darf wohl die Behauptung aufgestellt werden, daß selbst „285 gelehrte Anmerkungen“ nicht imstande sind, einem Roman den Stempel einer bestimmten Zeit aufzudrücken.

Freilich, man kann den Geist der zu schildernden Zeit verfehlen und doch einen sehr fesselnden Roman zustande bringen. Gerade weil sich Scheffels Individualität so souverain geltend macht, geht durch die Erzählung auch der warme Hauch persönlichen Empfindens, auf und ab steigen die Wogen des reichsten Gefühlslebens. Die tiefe Tragik der Haupthandlung kommt lebhaft zum Ausdruck. Es fluten die Wellen des Humors durch die Erzählung. Der Roman enthält auch nicht eine langweilige Seite. Allerdings Gregorovius hat Recht, Scheffels burschikoser Ton geht zuweilen weiter, als es in einem Kunstwerk zulässig ist. Aber man denke sich diesen jugendlichen Übermut fort, was bliebe? Kein Scheffelscher „Ekkehard“!

---

[1]) Leo Gregorovius. Die Verwendung historischer Stoffe in der erzählenden Literatur. München 1891. S. 17.

[2]) Menzel. Geschichte d. deutschen Dichtkung. Leipz. 1375. S. 400.

So wenig dieses Sichgehenlassen an sich zu rechtfertigen ist, so sehr die Objektivität der Schilderungen dadurch leidet, als eine Seite des Scheffelschen Wesens, das sich im Roman in seiner Ursprünglichkeit und Frische geltend macht, könnte der Übermut kaum fehlen, ohne daß man die Erzählung eines Teiles ihrer Eigenart, ihres Lebens beraubte.

Es ist kein Wunder, daß der Dichter aufrichtige, begeisterte Bewunderer gefunden, daß viele in dankbarer Freude über die wirklichen Vorzüge des Buches seine Schwächen übersahen.

Die herrschende Subjektivität ist des Romans Vorzug aber auch sein Verhängnis. — Da, wo Scheffels persönliche Erlebnisse abschließen, wird auch die Entwickelung schwach. Die Lösung des Konfliktes enthält Unklarheiten, da der Dichter selbst die Phase geistiger Genesung noch nicht durchschritten hat. Er verliert in der Darstellungsweise selbst den Standpunkt der Sprechenden aus dem Auge, mischt alte und neue Züge und zerstört die Harmonie im geistigen Organismus der Zeit. Nicht das wurde verhängnisvoll für den Roman, daß beide Hauptpersonen historische Persönlichkeiten sind, die den Dichter zu sehr banden, sondern daß er sich nicht durch den Geist der Zeit in der Darstellungsart binden ließ. Er hat die Charaktere nicht aus den Zeitverhältnissen heraus entwickelt, die eigene Seele hauchte er ihnen ein.

Um uns in eine fremde Lage versetzen zu können, müssen wir imstande sein, unsere Subjektivität in etwa zurückzudrängen. Der Schriftsteller muß den Geist der Zeit auf sich wirken lassen, nicht den eigenen hineintragen. Nur dann kann es ihm gelingen, die Fäden seiner Erzählung zum Gewebe des rechten Zeitbildes zu verknüpfen. Seine Gestalten müssen Leben und Glut haben. Aber dieses Leben steckt bereits in ihnen. Es tritt dem Dichter entgegen in ihren Taten, ihren Handlungen. Die Glut ist verborgen in den großen und kleinen, oft in den kleinsten Zügen,

die ihm die Geschichte von seinen Personen überliefert. Man nennt den Historiker einen rückwärtsschauenden Propheten. Auch der Verfasser historischer Romane soll es sein. Mit psychologischem Scharfsinn, mit divinatorischem Geschick muß er die Wirkungen beobachten, um die Ursachen zu entdecken. Hat sich ihm die Ursache, das Wesen, der Kern erschlossen, die schaffende Gewalt, die sprossend jene Welt aus sich geboren, dann erst gilt es, produktiv tätig zu sein, aus dem Kern neues Leben sich entfalten zu lassen nach denselben Gesetzen, die es einst beherrscht. Dies wird nur dem Künstler gelingen, den eine gewisse Wahlverwandtschaft zu geschichtlichen Problemen drängt, der aber zu gleicher Zeit objektiv dem Stoffe gegenüber steht, so, daß er seine Zeit mit ruhigem besonnenem Blick beurteilen kann. Diese Gefühlsfreiheit nun, die eins der Postulate des historischen Romans ist, besaß Scheffel nicht, und darum gilt für sein Werk Goethes Wort:

Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.

Druck der Westfälischen Vereinsdruckerei vormals Coppenrath'schen Buchdruckerei
in Münster i. W.

